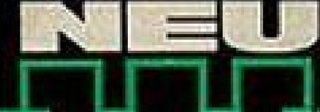
1,70 DM / Band 412
Schweiz Fr 1,80 / Österr. S 13,-





GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Ein Grab aus der Vergangenheit

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Ein Grab aus der Vergangenheit

John Sinclair Nr. 412

Teil 2/2

von Jason Dark

erschienen am 27.05.1986

Titelbild von Vicente Ballestar

Sinclair Crew

Ein Grab aus der Vergangenheit

Die Situation stand nicht nur auf des Messers Schneide. Ich sollte gekillt, mit meiner eigenen Beretta erschossen werden. Die Waffe befand sich in der Hand eines Mannes namens Jean, und Manon Medoque, eine Werwölfin, wollte das Zeichen geben. Dann sollte Jean abdrücken. Sie genoss regelrecht meine Todesangst, und dieses Zeitschinden empfang ich als winzige Chance, auch wenn ich dabei noch von einem auf den Mann dressierten Bluthund bewacht wurde.

In der rechten Hand hielt ich meinen Silberdolch. Mit ihm hatte ich bereits eine Bestie erledigt. Das gab Mut. Bevor also der nächste Angriff erfolgte, riskierte ich es!

Meine Rechte stieß vor.

Es ging da um Bruchteile von Sekunden. Ich musste alles genau timen, und der kalbgroße Bluthund stieß sich ab, kaum dass er das Zucken meiner Hand bemerkt hatte.

Ich war auch nicht langsam, sogar den berühmten Sekundenbruchteil schneller als das gefährliche Tier. Dicht unter der Schnauze drang die Klinge in seinen breiten Hals, deshalb schnappte das Maul ins Leere. Ich hörte noch ein Knirschen und anschließend das gefährliche Jaulen des gewaltigen Tieres, das noch einmal hochzuckte, bevor es schwer getroffen zusammensank.

Der letzte Vorgang hatte sich innerhalb weniger Sekunden abgespielt, und mit meiner Reaktion hatte ich nicht nur den Bluthund überrascht, auch seine Herrin, Manon Medoque.

Ich wollte noch einen Schritt weitergehen und den toten Hund durch einen Tritt dem Killer mit der Beretta entgegenschleudern, als ich einen verzweifelten Schrei vernahm.

»Joooohnnnn!«

Gerald Gress, mein Begleiter und von Beruf Reporter, hatte ihn ausgestoßen.

Er lebte! Bis zu diesem Zeitpunkt hatte er bewegungslos neben den Füßen des Killers Jean gelegen. Er war von dem Kerl niedergeschlagen worden, doch das hatte ich nicht gesehen.

Erst jetzt schaute ich zu ihm.

Und ich sah, dass er mit einer Hand den Knöchel des Schießers umfasst hatte und kräftig daran riss.

Das verkraftete auch ein Kerl wie Jean nicht. Schon als er abdrückte, ruderte er mit den Armen. Der peitschende Klang der Beretta hallte wie der Fanfarenstoß des Werwolf-Herolds durch den Raum, aber die Kugel erreichte mich nicht. Sie jagte auch in keinen anderen Körper, sondern schräg in die Decke, wo sie stecken blieb.

Dann fiel er.

Durch den Thronsaal des Schlosses flutete rotes Licht. Als mir der Mann entgegenkippte, sah ich noch die Überraschung und den Schrecken auf seinem Gesicht, danach knallte er hart auf den Steinboden, und ich hörte ihn erstickt schreien.

Ob vor Wut oder Schmerz, wusste ich nicht. Jedenfalls hatte ihn mein Begleiter außer Gefecht gesetzt, und ich startete wie ein Sprinter.

Wenn ich jetzt noch etwas aus dem Feuer reißen wollte, musste ich schnell sein, denn gegen die Übermacht der Werwölfe hatte ich nicht den Hauch einer Chance. Auch Gress stand auf den Beinen. Er blickte mir entgegen und sah, wie ich in die Nähe des Killers Jean kam, der sich aufrichtete, mir sein blutverschmiertes Gesicht zeigte und auf mich anlegte.

Aus dem Lauf heraus trat ich zu. Es war ein gezielter Karatetritt, den mir mein Freund Suko beigebracht hatte. Am Handgelenk wurde der andere erwischt. Die volle Wucht des Treffers riss nicht nur seinen Arm in die Höhe, sie schleuderte ihm auch die Beretta aus den Fingern, und das genau hatte ich gewollt.

Schnell bückte ich mich. Ich bekam meine Beretta zu fassen und kreiselte mit ihr im Anschlag herum. Es wäre besser gewesen, sofort zu fliehen, aber ich dachte an Gress, meinen Lebensretter.

Die Werwölfe, zwölf an der Zahl, hatten sich an einem langen Tisch gegenübergesessen und Manon Medoques Verwandlung vom Menschen zur Bestie miterlebt.

Nun standen sie angriffsbereit, sie warteten auf das Kommando ihrer Anführerin.

Das erfolgte noch nicht.

Nur einer versuchte es. Der so schwer getroffene Bluthund. Er schleppte sich mit allmählich schwindenden Kräften weiter und hinterließ dabei eine rote Spur auf dem Boden.

Wiederum stieg die Spannung. Okay, einige Kugeln steckten im Magazin der Beretta, damit konnte ich ein paar Bestien vernichten, aber was war mit den anderen?

Konnten mein Dolch und das Kreuz sie schaffen?

Das Risiko war mir einfach zu groß, deshalb wollte ich mich zurückziehen und das Schloss erst einmal verlassen. Vielleicht konnte ich den zwölf Bestien irgendwo eine Falle stellen, in die sie hineinliefen. Zu den zwölf Bestien kamen Manon Medoque und der Herold, er war der Ahnherr der Medoque, mit dem praktisch alles begonnen hatte. Durch sein Auftauchen war ich an die Loire gekommen. Gress, ein Reporter, hatte sich mit Bill Conolly, einem guten Freund von mir, in Verbindung gesetzt, und der wiederum hatte dafür gesorgt, dass ich nach Frankreich flog.

In Medoque, so hieß auch das Dorf, war uns dann der Herold begegnet. Zunächst als Unsichtbarer, dann sichtbar, als ich ihn mit dem Kreuz berührte.

Die Spur hatte uns in Manon Medoques Schloss geführt, wo die Besitzerin versuchte, die Rolle der im Zwischenreich existierenden Königin der Wölfe zu übernehmen. Und sie hatte Lupinas Segen erhalten. Ihre Projektion war durch den Fanfarenstoß des Herolds in die Gegenwart geholt worden, und aus ihr hatte Manon Kraft schöpfen können.

Gress und ich hatten in dem ehemaligen Thronsaal sterben sollen.

Jetzt standen die Chancen etwas besser, gewonnen hatten wir deswegen noch lange nicht.

Leider lief mir Manon nicht vor die Mündung. Sie hielt sich hinter den fellbedeckten Körpern ihrer Diener auf.

Auch Jean erhob sich wieder. Er war ein harter Knochen, den auch eine gebrochene Nase nicht aus der Bahn warf.

»Bleib da!« fuhr ich ihn an. »Auf den Boden mit dir. Leg dich auf den Bauch, verdammt!«

Jean gehorchte.

Dann kam Gress zu mir. Er schlug einen Bogen. Das war gut, so geriet er nicht in die Schusslinie.

In der Halle hatte sich ein widerlicher Geruch ausgebreitet.

Wenigstens für mich als Mensch. Die Werwölfe sandten mir einen raubtierhaften, scharfen Gestank entgegen, dem auch ein Duft von Fäulnis beiwohnte.

Ich konnte mir vorstellen, aus welch einem Grund Manon nicht den Befehl zum Angriff gab. Sie hätte gewonnen, aber sie wollte keinen ihrer Diener opfern, die sie noch benötigte. Die Wölfin wusste genau, dass in meiner Beretta geweihte Silberkugeln steckten, die für Werwölfe tödlich waren.

Die Folgen des Niederschlags hatte ich mittlerweile einigermaßen weggesteckt. In diesen Momenten stand ich unter einem so großen Stress, dass ich daran nicht denken konnte.

Wir mussten weg.

Das würde schwierig genug werden, denn wir kannten das große Schloss nicht, wussten auch nicht, wie viele Zimmer es hatte. Ich hatte von einem anderen Schloss gehört, das vierhundert Zimmer haben sollte.

Dieses hier war zwar kleiner, aber zweihundert würden auch völlig ausreichen. Den einzigen Weg, den Gress und ich kannten, war der vom Verlies her in den Thronsaal.

»Meinetwegen können wir verschwinden!« flüsterte Gress. »Ich fühle mich hier verdammt unwohl.«

»Ebenfalls.«

»Worauf wartest du dann noch?« Seine Stimme klang drängend.

Er wollte weg, aber ich hatte es nicht so eilig. Zwar näherte ich mich rückwärts gehend der Tür, doch dieses Schloss konnte zu einer Falle für uns werden, bei all seinen Räumen und Zimmern. Es musste einfach jemanden geben, der uns den Weg nach draußen wies.

»Geh du zur Tür!« flüsterte ich Gress zu.

»Und du?«

»Geh schon, verdammt!« Ich wurde ärgerlich. Je mehr Zeit verging, ohne dass etwas passierte, umso mieser standen die Chancen für uns. Noch war ich am Drücker.

Gress verschwand. Aber er war damit nicht einverstanden, wie ich seinem leisen Schimpfen entnahm.

Ich rief Manons Namen. »Komm her zu mir!«

»Nein!«

Trotz der Verwandlung in eine Bestie konnte sie noch sprechen, und das war auch bei Lupina der Fall gewesen. »Feige bist du auch«, hielt ich ihr vor.

Sie gab mir ihre Antwort. Wie sie sich mit den Werwölfen verständigt hatte, kriegte ich nicht mit, jedenfalls setzten sich einige von ihnen in breiter Front in Bewegung und kamen auf mich zu.

Das gefiel mir nicht.

Gut, ich hätte geschossen, die Ziele waren noch gut auszumachen, bis zu dem Augenblick, als das Licht ausging. Die rote Helligkeit fiel in sich zusammen. Mir schien es, als hätte ein Windstoß die Lampen unter der Decke ausgepustet, und schlagartig sank die Dunkelheit über uns zusammen.

Das genau hatten die verdammten Bestien gewollt.

Im Nu war die Hölle los! Sie war eine Wölfin, doch in ihr steckte die Seele eines Menschen. Und zwar einer Frau, der ehemaligen Filmschauspielerin Nadine Berger.

Und diese Wölfin hetzte durch das abendliche London, getrieben von der Angst und dem Wissen, dass etwas Schlimmes passierte.

Sie hatte die Signale empfangen und augenblicklich gehandelt.

Obwohl sie damit den Menschen, bei denen sie lebte, keinen Gefallen tat, war sie von ihnen weggelaufen. Die Conollys würden sich wundern, wenn sie zurückkamen, das jedoch war der Wölfin egal. Sie wusste genau, was sie zu tun hatte.

Die zurückkehrenden Conollys hatten sie noch gesehen, aber nicht mehr eingreifen können, weil sie einfach zu schnell gewesen war.

Und so hetzte sie durch London.

Die regennasse und abendlich dunkle Stadt schluckte sie. Nadine war sehr schnell und auch gewitzt. Wenn es möglich war, hielt sie sich in Deckung irgendwelcher Gemäuer oder Hausfronten, aber die dunkleren Gegenden der Stadt hatte sie bald verlassen und geriet direkt hinein in das gewaltige Lichtermeer.

Eine Brücke musste sie überqueren. Unter ihr gurgelte das Wasser der Themse. Eine graue, sich träge dahinwälzende Flut mit langen Schaumstreifen auf der Oberfläche und hin und wieder aufblitzenden Reflexen. Fahrzeuge überholten sie oder kamen ihr entgegen. Die Scheinwerfer der auf sie zufahrenden Autos wurden zu kleinen, manchmal explodierenden Sonnen, wenn die Wölfin ihren Kopf hob und in sie hineinschaute.

Sie wurde von den Fahrern nicht immer gesehen. Und wenn, dann nur als huschender Schatten. Die meisten Zeugen hielten Nadine für einen entlaufenen Hund.

So jagte sie weiter. Nass war ihr Fell.

Mit sicherem Instinkt fand sie ihr Ziel, denn nur dort konnte sie etwas erreichen.

Einen Vorteil hatte sie den Autofahrern gegenüber. Sie brauchte sich nicht an Straßen oder Wege zu halten. Wenn es eben möglich war, konnte sie die Grünflächen der Parks durchqueren und so gewaltige Stücke abkürzen.

Das tat sie auch.

Schattenhaft huschte sie in die düsteren Parks. Katzen, die frei herumliefen und unter Büschen hockten, nahmen fluchtartig Reißaus, als sie den großen Wolf sahen.

Nadine kümmerte sich nicht darum. Außerdem hätte sie die Katzen nie angegriffen, denn in ihrem Körper wohnte die Seele eines Menschen, und dieser Mensch, die Schauspielerin, war in ihrem Leben eine friedliche Person gewesen.

Nadine konnte man als einen geistigen Zwitter bezeichnen.

Äußerlich war sie ein Tier und besaß den Instinkt und die Sensibilität eines Tieres. So nahm sie vieles wahr, was den Menschen verborgen blieb.

Da gab es zahlreiche Personen, zu denen sie sich hingezogen fühlte. Und einer dieser Menschen hieß John Sinclair.

Als Nadine Berger hatte sie ihn einmal geliebt. Dann war der grausame Schlag des Schicksals gekommen, und für Nadine endete ihr menschliches Leben mit dem Tod. Gleichzeitig begann ein neues.

Das der Wölfin, mit dem sie sich zuerst nicht hatte abfinden wollen, bis es den Conollys gelungen war, sie bei sich aufzunehmen, wo sie über die Familie und besonders über den kleinen Johnny wachte.

Jetzt hatte sie die Conollys im Stich gelassen. Es tat ihr Leid, doch sie hatte keine andere Chance gesehen, das Blatt noch zu ihren Gunsten zu wenden.

Und so jagte sie weiter.

Erfüllt von einer Unruhe und einem wie Feuer brennenden Drang, der ihr die nötige Kraft gab.

Kraft und Stärke brauchte sie, um ihr Ziel erreichen zu können.

Gefährlich wurde es für sie, wenn sie Straßen überqueren musste, die allesamt befahren waren.

Oft konnte sie schlecht abschätzen, wie weit die einzelnen Fahrzeuge noch von ihr entfernt waren. Manchmal waren sie schneller heran, als sie dachte, aber es gelang ihr immer wieder, den gefährlichen Blechkarossen zu entgehen.

So näherte sie sich der City, wo das von ihr anvisierte Ziel lag.

Es ging um John Sinclair. Sie hatte gespürt, in welch einer Gefahr er steckte, denn gerade Nadine als Wölfin wusste von der Gefahr, die Werwölfe bringen konnten.

Und sie kannte auch die Person, die im Hintergrund lauerte und noch nicht zurückkehren konnte.

Lupina!

Ihr Einfluss war da. Nadine reagierte auf ihn so wie sensible Menschen auf die Strahlung des Mondes. Sie nahm den Einfluss auf, sie dachte darüber nach, obwohl sie ein Tier war, und sie kam zu dem Ergebnis, dass man etwas tun musste.

London lag im weihnachtlichen Glanz. Die Wölfin zeigte sich irritiert von den hohen Tannenbäumen, die an vielen Plätzen standen und ihre Strahlenkränze ausbreiteten. Funkelnde Lichter, vorweihnachtlicher Glanz inmitten einer geschäftstüchtigen Hektik.

Einmal hatte sie Pech. Eine Horde Jugendlicher entdeckte sie. Die Leute hielten sie für einen Hund, der gejagt werden konnte. Sie saßen auf Motorrädern und rasten hinter der Wölfin her. Mit viel Geschick und Schnelligkeit gelang es Nadine, die Burschen abzuhängen.

Noch war Scotland Yard weit, und sie war ausgepumpt. Müde und mit hängendem Kopf schlich sie an den Fassaden der Häuser entlang, wurde zweimal von Bobbys entdeckt und verschwand blitzschnell, bevor die Polizisten Jagd auf sie machen konnten.

Das Ziel der Wölfin lag in der Victoria Street und trug einen weltberühmten Namen.

Scotland Yard!

Genau dort wollte sie hin. Ein Wahnsinn, eine Verrücktheit, aber sie sah darin die einzige Chance, etwas zu erreichen.

Auch am Abend herrschte auf der Victoria Street ziemlich viel Verkehr. Die einzelnen Scheinwerferpaare waren für die Wölfin nicht mehr zu unterscheiden. Heranrollende Wagen bildeten breite Lichterketten, die gegen ihr Gesicht strahlten.

Die Wölfin senkte den Kopf. Die Zunge schlug aus ihrem Mund, schleifte mal über den Boden. Nadine nahm die Gerüche auf und dachte daran, dass sie sich vor dem Ziel nicht noch erwischen lassen sollte.

Da war sie wieder wie ein Mensch. Unter diesem doppelten Zustand hatte sie ungemein stark gelitten, und es war auch jetzt, Jahre nach der Verwandlung, noch nicht vorbei.

Der Yard war für sie John Sinclair. Nadine wusste, dass sie hier Hilfe erhalten konnte, wenn alles so lief, wie sie es sichvorgestellt hatte. Menschen verließen das Gebäude. Sie achteten nicht auf den neben dem Eingang kauernden »Hund« mit dem nassen Fell. Nadines Augen waren auf die Tür gerichtet. Sie wollte in das Gebäude hineinhuschen, wenn die Luft rein war. Nur kurze Zeit musste sie warten, dann nahm sie die Chance wahr und huschte durch die Tür.

Die Halle war groß und ihr alles fremd. Nadine spürte, dass John Sinclair hier gewesen war. Sie witterte seine Spuren, die er hinterlassen hatte, und aus diesem Grunde hatte sie keine Angst.

Es verging einige Zeit, bis sie entdeckt wurde. Erst ein zufällig daherkommender Beamter, der eine Akte unter dem Arm trug, blieb

plötzlich stehen, als hätte ihm jemand einen Hammer gegen den Kopf geschlagen. Er schaute Nadine an und ging unwillkürlich zwei vorsichtige Schritte zurück. Die Wölfin wies eine beachtliche Größe auf.

»He, Mr. Doyle!« rief der Beamte. »Schauen Sie sich das mal an. Hier ist ein Wolf in der Halle.«

Doyle war der Portier. Bisher war er damit beschäftigt gewesen, Notizen in sein Wachbuch einzutragen. Als er den Ruf hörte, schreckte er hoch, schaute durch das Glas der Frontscheibe und sah den Beamten aufgeregt winken.

»Ein Wolf, Mr. Doyle!«

Erst jetzt erkannte ihn Doyle. Der Mann zuckte zusammen und wurde bleich.

»Sie müssen etwas tun, Doyle!«

»Ja, natürlich.« Doyle hatte gesprochen, ohne von dem anderen gehört zu werden, da die Glaskabine den Schall schluckte. Aber er wusste, was er zu tun hatte.

Alarmierung der Bereitschaft!

Sollten die sich um den »Köter« kümmern. Dass es ein Wolf war, wie der Kollege behauptete, daran wollte er nicht glauben, und so hatte er die Verantwortung abgeschoben.

Das von ihm ausgelöste Signal musste die anderen alarmieren. Er kannte die Truppe. Sie würden in einer knappen Minute in der Halle sein und sie absperren.

Davon ließ sich Nadine nicht irritieren. Sie hatte sich ungefähr in die Mitte der Eingangshalle zu Boden gelegt und wartete darauf, dass etwas passierte.

Dies geschah sehr schnell.

Plötzlich hörte sie die Echos der laut gesetzten Schritte. Von allen Seiten drangen sie an ihr Gehör, sie richtete sich auf und sah die Männer, die sie eingekreist hatten und schwere Waffen in den Händen hielten. Die Mündungen richteten sie auf die Wölfin.

Nadine, mit der Seele eines Menschen in ihrem Tierkörper, ahnte plötzlich, dass es nicht gut um sie stand. Die Gesichter der sie umgebenden Männer zeigten Ablehnung, etwas Angst, aber auch den Willen, abzudrücken.

Deshalb rührte sie sich nicht. Nadine wollte nicht provozieren. Sie legte sich wieder hin, die anderen warteten ab, auch ihre Haltungen entspannten sich wieder ein wenig, und jemand fragte: »Was sollen wir denn jetzt machen?«

Da war guter Rat teuer. Erste Vorschläge klangen auf.

»Abschießen!«

»Rauswerfen!«

»Ins Tierasyl!«

Einigen konnte man sich nicht, und Nadine hörte die Worte der so entschlossen wirkenden Männer. Sie hätte ihnen gern gesagt, welch eine Gefahr auf sie alle lauerte, wenn die großen Pläne der Werwölfe sich durchsetzten, doch es gab leider keine Verständigung zwischen Mensch und Tier.

Einem Mann fiel etwas auf. Er war ein junger Beamter, etwas sensibel, der stets versuchte, andere Menschen zu verstehen. Er besaß gleichzeitig ein gutes Verhältnis zu Tieren und hatte sich Nadine sehr genau angesehen. »Schaut euch nur mal die Augen an, Leute!«

»Was ist mit denen?«

»Das sind keine Tieraugen, sage ich euch.«

»Was dann?«

Der junge Beamte hob die Schultern. Er fühlte sich selbst nicht wohl bei dem, was er sagen wollte. Stockend brachteer es über die Lippen. »Das, das sind die Augen eines Menschen.«

Zuerst waren die Männer stumm. Sie wechselten Blicke. In ihnen stand zu lesen, dass sie den Sprecher für einen Spinner hielten.

»Hör mal, Slater, du erzählst da Unsinn! Wie soll ein Wolf Menschenaugen haben?«

»Sir, es *ist* so, sehen Sie genau hin.«

Nicht nur der Einsatzleiter bückte sich mit angeschlagener Waffe, auch andere Beamte, die inzwischen die Halle betreten hatten, waren näher getreten.

Ein beinahe ehrfürchtiges Schweigen breitete sich zwischen den Wänden aus. Ein jeder war überrascht, und nach einer gewissen Weile stand Slater mit seiner Meinung nicht mehr allein da.

»Tatsächlich!« Zwei andere stimmten ihm staunend zu. Sie hatten selbst Tiere zu Hause. »Das ist ein Hund mit Menschenaugen.«

»Oder ein Wolf«, meinte ein Dritter.

»Kann auch sein.«

Ratlosigkeit breitete sich aus. Slater fühlte die Röte in einem Gesicht. Er hatte durch seine Bemerkung praktisch die Lage gekippt, und er fühlte sich bemüßigt, die Dinge auch weiter in die Hand zu nehmen und einen Test durchzuführen.

Als er sein Gewehr senkte, wurde er schon skeptisch beobachtet.

Die Blicke der anderen erstarrten jedoch, als sie sahen, dass Slater auf das Tier zuging.

»Bleiben Sie zurück!« Der scharfe Befehl klang durch die Halle, aber Slater kümmerte sich nicht um ihn. Er brauchte nur zwei Schritte zu gehen, um das Tier zu erreichen.

Neben ihm hockte er sich nieder.

Mit beiden Händen strich er über das glatte, nasse Fell. Er hatte überhaupt keine Angst, als das Tier den Kopf drehte und ihn anschaute.

Aus kurzer Distanz schaute er der Wölfin in die Augen, deren Blick sich verändert hatte.

Slater glaubte, Vertrauen und gleichzeitig eine Bitte darin zu lesen. Die Wölfin drückte ihren Kopf gegen seinen Arm, dann stand sie auf und stieß ihn an. Danach lief sie einen Schritt, blieb stehen, drehte den Kopf und ging wieder vor.

Schweigend und staunend beobachteten die Zuschauer diesen Vorgang. Sie wussten nicht, wie sie ihn kommentieren sollten, aber Slater reagierte anders.

»Die will etwas von uns. Sie ist nicht ohne Grund hier erschienen, glaubt mir das.«

»Und was will sie?« fragte sein Chef.

»Das kann ich leider nicht sagen. Aber etwas ist nicht richtig, ich spüre es genau.«

»Sie können ihr ja folgen.«

»Mal sehen.« Slater hatte sich wieder erhoben. Er ging auf die Wölfin zu, die ihren Kopf gedreht hatte und ihn anschaute. Der junge Beamte las in ihrem Blick eine Aufforderung, ihr zu folgen.

Nadine schritt auf den Kreis der Menschen zu. Noch bildeten die Leute eine Mauer, die sich jedoch öffnete, als die Wölfin sie erreicht hatte. Der Weg war frei.

Auch der zu den Fahrstühlen, und ihn schlug Nadine ein.

Die Beamten des Einsatzkommandos hatten eine Gasse gebildet und kamen aus dem Staunen nicht heraus. So etwas hatten sie noch nie erlebt. Da reagierte ein Tier tatsächlich so wie ein Mensch. Das war einfach unbegreiflich für sie.

Slater hielt sich dicht hinter dem Tier. Die Wölfin wollte zum Lift, das lag auf der Hand, doch sie kam nicht dazu, einzusteigen, denn in diesem Augenblick war die Kabine unten und stoppte.

Die Tür schwang auf.

Einer der ranghöchsten Beamten beim Yard verließ die Kabine.

Ein schon älterer Mann, der eine Brille mit sehr dicken Gläsern trug, den grauen Wintermantel noch nicht zugeknöpft hatte. Der Bowlerhut saß korrekt auf seinem Kopf, die Krücke des Regenschirms hing über seinem linken Arm. Der typische englische Gentleman.

Es war kein Geringerer als Sir James Powell, der die Kabine verließ, nach einem Schritt stehen blieb, zuerst die Männer des Einsatzkommandos ansah, bevor sein Blick auf die Wölfin fiel, die geradewegs auf ihn zukam.

Hinter den dicken Brillengläsern bewegten sich die Augen blinzelnd. Auch die Lippen zuckten. Erstaunen ergriff von dem Gesicht Besitz, und Slater war stehen geblieben, als er sah, wie sich die Wölfin an das rechte Bein des Superintendenten schmiegte.

»Sir… Sir, ich meine, ich habe versucht …«

»Schon gut.« Sir James hob die Hand. »Und weg mit den Waffen«, sagte er. »Ich kenne das Tier.«
»Wieso?« fragte der Einsatzleiter. »Das ist doch…«
»Diese Wölfin wollte zu mir.«
»Was?«
»Ja oder zu Mr. Sinclair. Ich werde sie mit in mein Büro nehmen. Sie können den Einsatz abbrechen.« Als Sir James diese Worte gesagt hatte, war ihm längst klar geworden, dass aus seinem Feierabend und dem Besuch im Club nichts wurde.
Nadines Auftauchen war eine Warnung.
»Gehen Sie!« wies Sir James die Leute an.
Sie zogen sich zurück, während er mit der Wölfin den Fahrstuhl betrat. Nadine hielt sich dicht bei ihm, als hätte sie Furcht davor, wieder weggeschickt zu werden.
Natürlich wusste Sir James, dass die Wölfin bei den Conollys lebte. Also mussten die Conollys sie geschickt haben. Aber weshalb waren sie nicht selbst gekommen?
Da stimmte etwas nicht, davon war der Superintendent fest überzeugt. Irgendwas war schief gelaufen, und Sir James dachte sofort an John Sinclair.
Er war nach Frankreich gefahren, um sich dort um einen geheimnisvollen Fall zu kümmern. Gab es unter Umständen einen Zusammenhang mit seinem Fall und Nadines Auftauchen hier beim Yard?
Die Antwort würde ihm die Wölfin wohl nur selbst gebenkönnen, aber die war nicht in der Lage, sich menschlich auszudrücken.
Sir James dachte noch darüber nach, als er das Büro erreicht hatte und den Telefonhörer abnahm. Er kannte die Rufnummer der Conollys auswendig.
Schon nach dem zweiten Durchläuten wurde abgehoben. Sir James hatte das Gefühl, als hätten die beiden neben dem Apparat gewartet. Auch Bills Stimme klang gehetzt.
»Hier Powell. Vermissen Sie etwas?«
Bill stöhnte auf. »Natürlich, Sir. Nadine.«
»Sie ist bei mir.«
Der Reporter war sprachlos. »Das gibt es doch nicht!« flüsterte er.
»Verdammt, das…«
»Ist möglich«, vollendete der Mann den Satz. »Sie befindet sich tatsächlich in meinem Büro. Von allein hat sie den Weg zum Yard gefunden. Das ist allerdings verwunderlich.«
»Finde ich auch, Sir.«
»Kann ich Ihrer Antwort entnehmen, dass Sie auch nicht Bescheid wissen?« fragte Sir James.
»So ist es.«

»Nun, ja, dann weiß ich nicht mehr weiter. Wenigstens im Augenblick nicht.«

»Sir, soll ich zu Ihnen kommen?«

»Nein, warten Sie erst einmal ab. Sie wollte ja zu uns. Vielleicht finde ich heraus, was sie vorhat. Ich werde jedenfalls Suko zu mir bitten. Dann müssen wir weitersehen.«

»Aber wenn sich etwas ergibt, Sir, geben Sie mir bitte Bescheid.«

»Versprochen.« Der Superintendent legte auf.

Nadine lag dicht neben dem Schreibtisch auf dem weichen Teppichboden. Sie schaute den Mann mit einem bittenden Ausdruck in den Augen an, sodass Sir James den Kopf schüttelte.

»Wenn ich nur wüsste, was du willst. Geht es um John?«

Die Wölfin hatte ihn verstanden. Der Ausdruck ihrer Augen änderte sich. So etwas wie Zustimmung war darin zu lesen.

»Aber der ist in Frankreich. Wir können ihn nicht erreichen.« Sir James war ratlos. Das hatte er noch nie erlebt. Was sollte er tun? Wie verständigte er sich mit dem Tier? Und vor allen Dingen stellte sich die Frage, ob es tatsächlich einen Zusammenhang zwischen Sinclairs Fall und dem Auftauchen der Wölfin beim Yard gab.

Vielleicht konnte Suko helfen.

Sir James rief ihn an. Als Shao, die abnahm, hörte, dass Sir James ihren Partner zu sprechen wünschte, reagierte sie leicht sauer und pikiert. »Am Abend möchte ich mal mit meinem Freund allein sein.«

»Das kann ich durchaus verstehen, aber es gibt Dinge, die wichtiger sind.«

»Okay, hier ist er.«

Suko meldete sich, und Sir James ließ ihn gar nicht erst groß zu Wort kommen. Mit drei Sätzen war alles gesagt, und damit hatte er Suko alarmiert.

»Okay, Sir, ich bin schon auf dem Weg.«

Der Superintendent war zufrieden. Mehr hatte er nicht tun können. Er zog seinen Mantel aus und hängte ihn in den Schrank.

Auch der Schirm und der Hut verschwanden. Danach sagte er seinem Chauffeur Bescheid, dass er nicht in den Club fahren würde.

Stattdessen tat er etwas anderes. Nach kurzer Suche hatte er ein Gefäß gefunden, das er mit Wasser füllte. Aus dem Waschraum hatte er es geholt.

Nadine hatte Durst, der lange Weg zum Yard war nicht spurlos an der Wölfin vorübergegangen.

Sie trank wie eine Verdurstende.

Sir James stand neben ihr und schüttelte mehr als einmal den Kopf, wobei er fragte: »Wenn ich nur wüsste, was ich mit dir machen soll, Nadine.«

Sie hatte ihn verstanden, hörte auf zu trinken und hob den Kopf.

In ihren Augen las Sir James die Trauer…

***

Dunkelheit. Zwölf und noch mehr standen gegen mich, das konnte einfach nicht gut gehen. Die Chancen lagen nicht auf meiner Seite, und Manon, die Werwölfin, hatte dies genau erkannt.

»Zerreißt ihn!«

In ihren Schrei fiel der Schuss. Ich hatte abgedrückt. Das fahle Leuchten des Mündungsfeuers gab mir für höchstens eine halbe Sekunde ein wenig Licht, sodass ich den Schatten der Bestie erkennen konnte, der dicht vor mir hochwuchs.

Sie hechtete genau in die Silberkugel.

Den Einschlag hörte ich nicht, aber ich bekam die Reaktion genau mit. Ein schreckliches Heulen jagte durch den Raum, der schmerzliche Schrei einer gepeinigten Kreatur, die wusste, dass sie es nicht überleben würde. Als ich mich drehte, um den Ausgang zu erreichen, hörte ich hinter mir den Aufschlag.

Es hatte den Werwolf von den Beinen gerissen, und ich wurde verfolgt von einem wütenden Fauchen, zu vergleichen mit einem Höllensturm. Meine Kugel hatte nicht nur eine der Bestien erledigt, sondern mir auch etwas Luft verschafft, denn die anderen wollten alle gleichzeitig über ihren gefallenen Artgenossen hinwegspringen.

So gerieten sie sich gegenseitig ins Gehege, stießen sich an, und es dauerte etwas, bis sie sich wieder gefangen hatten.

Ich erreichte die Tür, die Gerald Gress schon aufgerissen hatte, um uns beide rauszulassen.

»Geh schon!«

Er schlüpfte als Erster durch die Tür. Ich warf noch einen Blick zurück und sah die Masse der Wölfe als tanzende, sich heftig bewegende Schatten, in deren oberem Drittel gelbe, kalte Augen wie Sterne leuchteten.

Dann rammte ich die Tür von der anderen Seite her zu und suchte vergeblich nach einem Schlüssel.

Aber wir mussten weg.

»Wohin?«

Mein Begleiter hatte die Frage gestellt, auf die ich ebenfalls keine Antwort wusste. Wo lag der Thronsaal?

Den Weg in die Verliese und Keller wussten wir genau. Aber da wollten wir nicht hin, wir hätten dort wie Ratten in der Falle gesessen.

Zum Glück war das Schloss von innen beleuchtet. Nicht strahlend erhellt, es gab noch immer viele Schatten, aber man konnte sich orientieren.

Rechts von uns begann ein langer Gang, eine regelrechte Flucht, die in einen bestimmten Trakt führte.

Durch den Gang liefen wir.
Zu beiden Seiten befanden sich hohe Türen. Sie begannen am Boden und endeten fast an der Decke. Leider sahen wir keine Fenster, sodass ich nicht wusste, in welch einem Stockwerk des Schlosses wir uns befanden.
Wir rannten, was die Beine hergaben. Natürlich hatten es auch die Werwölfe geschafft, den Thronsaal zu verlassen, und sie nahmen die Verfolgung auf.
Ihre klatschenden, hämmernden Schritte hörten wir hinter uns.
Ob sie aufholten, war nicht zu erkennen. Ich hoffte nur, dass wir genügend Vorsprung herausholten, um ihnen entwischen zu können.
Irgendwo musste es ein Versteck geben, jeder Gang hat mal ein Ende.
»Kennst du dich nicht bei diesen Renaissanceschlössern aus?« fragte mich Gress keuchend.
»Nein.«
»Verdammt, ich auch nicht.«
So liefen wir weiter, bis der Gang plötzlich vor einer nach oben führenden Treppe endete. Sie war aus Stein und hatte ein Geländer, das Verzierungen aufwies. Uns blieb nichts anderes übrig, als über die breiten Stufen zu hetzen.
»Wo die hinführt, ist die Welt zu Ende!« keuchte Gress.
Ich ließ Gress vorlaufen, weil ich noch nach den Wölfen schauen wollte. Einige schwache Deckenleuchten schufen Lichtinseln.
Schatten glitten fast lautlos hindurch, und ich jagte die nächste Silberkugel aus dem Lauf. Ob ich getroffen hatte, konnte ich nicht sehen, jedenfalls sah ich die Bestien zur Seite spritzen.
Das reichte mir, ich musste hinter Gress her, der schon zahlreiche Stufen vorgelaufen war. Bei jedem Schritt schlug er seine flache Hand auf das Steingeländer, aber er war mit der Zeit wesentlich langsamer geworden. »Verdammt«, keuchte er, »das geht an die Kondition!«
»Wie war es mit einer Schwarzen?« fragte ich.
»Hör auf, Mensch.«
Gress war Kettenraucher, ich nicht. Außerdem befand ich mich immer im Training und war besser von der Kondition her.
Ich hatte damit gerechnet, dass weitere Gänge in den folgenden Stockwerken von der Treppe her abzweigen würden. Diese Hoffnung musste ich leider begraben, denn die Treppe lief durch.
Auch Gress regte sich darüber auf. »Verdammt, John, das kriegen wir nicht in den Griff. Wir landen bestimmt in irgendeinem Turmzimmer und können uns dort verbarrikadieren.«
»Abwarten.«
Wir mussten immer höher. Aber die Treppe änderte sich. Sie wurde wesentlich schmaler, nahm schließlich nur noch die Hälfte ihrer eigentlichen Breite ein, und es kam noch etwas hinzu. In diesem Teil

existierten keine Lampen mehr, die unseren Weg beleuchteten.

Schon sehr bald bewegten wir uns im Finstern weiter. Es wäre auch finster geblieben, wenn ich meine kleine Lampe nicht bei mir gehabt hätte und sie nun einschaltete.

Das dünne Licht tanzte über die Stufen, zeichnete dort die Flächen und Kanten nach, und ich leuchtete auch gegen die Decke, wo ich Flecken und Spinnweben sah. Diesen Teil des Schlosses hatte man wohl weniger gepflegt als die repräsentativen Räume.

Gress keuchte hinter mir. Er musste einfach reden und kam auf ein Märchen zu sprechen. »Hat Dornröschen nicht auch hundert Jahre in einem Schlossturm schlafend verbracht?«

»Ja.«

»Vielleicht treten wir ihre Nachfolge an.«

»Und von wem willst du wachgeküsst werden?« fragte ich.

»Nicht von einem Werwolf.«

»Kann ich mir vorstellen.«

Es war uns kaum aufgefallen, aber die Form der Treppe hatte sich wieder verändert. Die Wendeltreppe wurde noch schmaler, und ich, der die Spitze übernommen hatte, hörte hinter mir das Keuchen des Reporters. Zweimal stolperte er. Dann fluchte er, was sein Wortschatz hergab.

Ich sah im Licht der Lampe das Ziel.

Es war ein kleiner, runder Raum, der tatsächlich Ähnlichkeit mit dem aufwies, der in dem Märchen Dornröschen beschrieben worden war. Nicht nur klein, auch rund und mit mehreren lukenartigen Fenstern im Mauerwerk versehen.

Ein altes Sofa fand ich dort vor, auf dem ich mich niederließ und darauf wartete, dass Gress auftauchte.

Er stolperte herbei, lehnte sich gegen die Wand, drückte seinen Oberkörper nach unten und atmete keuchend. »Verdammt, das hätte ich nicht lange mehr durchgestanden.«

»Kann ich mir vorstellen.« Im Sitzen bewegte ich meine rechte Hand und ließ den Strahl wandern. Der helle Finger huschte über die tapezierten Wände, brach sich im Glas der kleinen Fenster und erfasste eine Tür, die einen Schimmer der Hoffnung in mir weckte.

Auch Gress hatte sie entdeckt.

»Mensch!« rief er, sprang hoch, lief auf die Tür zu und wollte sie aufreißen.

Sie war verschlossen. Gress, der die alte Klinke zu heftig bewegt hatte, rutschte ab, drehte sich um und fluchte. »Von einer Scheiße in die andere!« beschwerte er sich.

Ich hörte nicht hin, da ich aufgestanden war und dorthin ging, wo die Treppe in das Turmzimmer mündete. Ich wollte herausfinden, ob uns die Werwölfe folgten.

Wenn es tatsächlich der Fall war, mussten sie sich verdammt lautlos bewegen. Und daran wollte ich nicht glauben. Da ich keine Geräusche vernahm, konnte ich allmählich davon ausgehen, dass die Bestien zurückgeblieben waren.

»Was ist denn?« fragte Gress.

Ich drehte mich wieder. »Wahrscheinlich haben wir Glück gehabt.«

»Wie?«

»Sie sind nicht da.«

Seine Augen weiteten sich. »Soll das heißen, dass die Brut es aufgegeben hat?«

»So ungefähr.«

Der Reporter sah so aus, als wollte er vor Freude einen Luftsprung machen. Ich dämpfte seinen Optimismus ein wenig. »Warte erst einmal ab, ob das nicht ein Trick ist. Denen traue ich alles zu.«

»Klar, John, klar. Wie gesagt, ich will hier nicht ewig hängen.«

»Das brauchst du auch nicht.«

Gress wollte gehen, ich hielt ihn an der Schulter fest, bevor er seinen Fuß auf die erste Stufe setzen konnte. »So nicht, mein Lieber. Wir werden einen anderen Ausgang nehmen. Und zwar die Tür.«

»Aber die ist verschlossen.«

»Kein Problem.«

Er hob die Schultern. »Wenn du meinst.« Dann sah er mir zu, wie ich zur Tür ging. Zunächst einmal probierte ich die Klinke aus, drückte sie nach unten und zerrte daran.

Es hatte keinen Sinn, die Tür war verschlossen und ließ sich nur mit Gewalt öffnen.

»Wir könnten sie ja eintreten!« schlug Gress vor.

»Oder es anders versuchen.« Ich hatte bereits meinen Dolch hervorgeholt. Das Schloss war in den letzten zweihundert Jahren nicht mehr ausgewechselt worden. Es sah nicht nur alt aus, es hatte auch Rost angesetzt. Ich schob die Dolchklinge in die Lücke zwischen Schloss und Rahmen.

Den Dolch benutzte ich als Hebel und drückte sehr vorsichtig, weil ich nicht wollte, dass die Klinge brach.

Die Tür bewegte sich, blieb aber hängen. Ich zog den Dolch wieder hervor und trat einen Schritt zurück.

Gerald Gress hatte mich bereits verstanden. »Sollen wir es doch nach meiner Methode versuchen?«

Ich nickte. »Ja, eintreten.«

Gress rieb seine Hände, als er zurückging. Neben mir blieb er stehen. Gemeinsam nahmen wir einen kurzen Anlauf. Ich ging davon aus, dass die Tür im Laufe der langen Jahre doch Schaden gelitten hatte und nicht mehr so stabil war.

»Los jetzt!«

Das Startsignal hatte ich gegeben, und gemeinsam rannten wir die kurze Strecke.

Gress warf sich gegen die Tür, ich trat davor, hörte ihn schreien und vernahm das Knirschen, als das Holz brach.

Gress konnte sich nicht mehr halten. Seine Gestalt verschwamm in einem Regen von Splittern vor meinen Augen, während ich gestoppt hatte und zusah, wie die splitternde Tür kippte.

Sie schlug irgendwo auf. Gress fluchte, während ich mit dem rechten Fuß letzte hindernde Holzreste zur Seite trat.

Endlich war der Weg frei.

Kühler Wind wehte gegen mein Gesicht. Die Berge sah ich als hohe Schatten in der Ferne. Ich erkannte das dunkelgraue Band der Loire und davor den weitläufigen Schlosspark.

Okay, wir standen im Freien. Gress lag am Boden und erhob sich stöhnend. Er war auf eine Galerie gefallen, die auf dem Dach des Schlosses verlief und einzelne aufgesetzte Türme miteinander verband.

»Wenn man mit dem Kopf durch die Wand will, holt man sich leicht Beulen«, sagte Gress und streckte mir seinen Arm entgegen.

Ich half ihm hoch. Er stemmte sein Gesicht gegen den Wind und sah sich um. »Ist ja schon gewaltig«, gab er zu. »Nur würde mir der Ausblick tagsüber besser gefallen.« Er blickte mich fragend an.

»Willst du an der Mauer entlang nach unten klettern?«

»Nur im Notfall.«

»Und den haben wir nicht?«

»Nein.«

»Optimist.« Ich deutete den Galeriegang entlang. Der nächste spitze Turm befand sich vielleicht dreißig Meter entfernt. Ich vermutete, dass dieser Weg sämtliche Türme miteinander verband, die auf dem Dach des Schlosses standen und die Breitseite des Gebäudes einnahmen.

Natürlich war die Galerie durch eine Mauer abgesichert worden.

Nur hüfthoch, aber immerhin gab sie leichten Schutz. Gress beugte sich über die Mauer.

»Nur das Dach ist da!« meldete er.

Ich schaute ebenfalls nach. Schräg lief es am unteren Ende der Brüstung weg. Ich änderte meine Blickrichtung und blickte in den Park. Er wirkte wie eine gewaltige, dunkle Insel, die nur an wenigen Stellen durch Laternen erleuchtet war.

Mancher Lichtschimmer glitt auch über die Äste eines Baumes und gab ihnen einen silbrigen Glanz.

Auf mich wirkte der Park wie ein geheimnisvolles Refugium, das unter seinem Schutz das Unheil verbarg. Gress deutete schräg in die Höhe. Seine Fingerspitze wies dabei auf den Mond. »Schau hin, Sinclair, der ist fast voll. Ideal für Werwölfe und Vampire.«

»Lass die Blutsauger aus dem Spiel. Die ersten reichen mir schon.«
»Hast du schon mal gegen Vampire gekämpft?«
»Sicher.«
Er räusperte sich, wollte noch etwas sagen und verschluckte das Wort. Ebenso wie ich war er zusammengezuckt, denn mit dem grellen Fanfarenstoß hatten wir nicht gerechnet.
Diesmal hallte er nicht durch die Räume des Schlosses, sondern wehte wie ein unheilvoller Gruß über die blattlosen Bäume des Schlossparks hinweg, bevor er irgendwo über dem Fluss verhallte.
Danach war es still.
Gress hatte trotzdem eine Gänsehaut bekommen. Als er mich anfasste, zitterte seine Hand. »Verflucht, John, ich habedas Gefühl, als wäre hier zur zweiten Attacke geblasen worden.«
»Kann schon sein.«
»Aber wo?« Er schlug mit der flachen Hand auf die Brüstung.
»Verdammt, wo kann sich der Typ versteckt halten? Hast du ihn nicht gesehen?«
»Nein, vielleicht ist er wieder unsichtbar geworden.«
»Das hätte mir noch gefehlt.« Gress trat vorsichtig von mir weg und sah sich ängstlich um.
Auch mir gefiel der Platz auf der Brüstung nicht besonders. Wir waren ohne Deckung. Wer im Hinterhalt lag, konnte uns töten.
Es wurde Zeit, dass wir uns auf den Weg zum zweiten Turm machten. Der Meinung war auch Gress.
»Du kannst sagen, was du willst, John. Ich werde jetzt losziehen. Sobald ich im Park bin, geht es mir besser. Die luftige Höhe hier habe ich noch nie gemocht.«
Dafür hatte ich Verständnis. Er ging. Ich schaute noch einmal in den Garten und dachte dabei an die Fanfare des Herolds. Der Bote hieß Maurice de Medoque und gehörte zu den Ahnen der jetzigen Schlossherrin. Vielleicht war er der erste Werwolf in der langen Reihe der Familie gewesen. Durch seinen Fanfarenstoß war es ihm gelungen, Lupina als Projektion aus dem Zwischenreich zu holen, damit sie Manon Medoque die Kraft hatte geben können.
Der große Schlosspark lag ruhig da. Schatten konnte ich zwar erkennen, aber sie bewegten sich nicht. Still lagen sie inselartig innerhalb des gewaltigen Areals.
Ich drehte mich um – und hörte den Schrei!
Gänsehaut jagte über meinen Rücken. Wer so schrie, so dumpf und erstickt, war in Lebensgefahr.
Ich flirrte herum – und sah das Schreckliche.
Gerald Gress taumelte mir rückwärts gehend entgegen. In seiner Brust steckte die Lanze, die einmal dem Herold des Satans gehört hatte…

***

Es war ein furchtbares Bild.

Als Akt letzter Verzweiflung hatte der Reporter seine Hände um den Schaft gekrallt, ohne allerdings etwas bewirken zu können.

Eine eiskalte Faust schien mein Herz zu umklammern und es immer stärker zusammenzudrücken. Mir wurde sofort klar, dass Gerald Gress verloren war und ich als Nächster auf der Liste des unheimlichen Herolds stand.

Dem wollte ich mich widersetzen.

Schon einmal war es mir gelungen, ihn sichtbar zu machen. Wozu hatte ich mein Kreuz?

Als Gress fiel, befand ich mich bereits in der Hocke. Mit einer Hand stützte ich ihn ab, damit er nicht zu hart auf den Steinboden schlug, mit der anderen holte ich mein Kreuz hervor.

Der Herold musste sich auf der Galerie befinden. Im Ort hatten wir seine Schritte vernommen, doch er würde sich auch lautlos bewegen können, dessen war ich mir sicher.

Um ihn auszuschalten, musste ich ihn sehen. Ein gutes Gefühl hatte ich nicht. Wenn er sich schon so weit genähert hatte, dass er mit seiner zweiten Waffe, dem Schwert, zuschlagen konnte, sah es böse für mich aus. Deshalb schleuderte ich das Kreuz halbhoch über den Boden der Galerie hinweg.

Ich traf.

Zwar fand das Kreuz keinen direkten Widerstand, doch genau dort, wo sich der andere befand, strahlte es plötzlich auf, und aus dieser silbrig flimmernden Helligkeit schälte sich die Gestalt des Werwolfes hervor, der wie ein mittelalterlicher Bote gekleidet war und sogar einen Helm auf seinem Fellschädel trug.

Meine Annahme über die zweite Gefahr war nicht aus der Luft gegriffen worden, denn mein Gegner war dabei, das Schwert aus der Scheide zu ziehen. Seine Hand lag auf dem Griff, und zur Hälfte war es bereits aus der Scheide geglitten.

In dem Augenblick griff ich ihn an. Wo das Kreuz lag, wusste ich nicht. Wichtig war, dass es nicht auf das Dach gefallen war und ich hinterher klettern musste.

Der Herold wurde voll von mir getroffen. Ich rammte ihn schneller, als er mit seiner freien Pranke zuschlagen konnte. Er wurde weit zurückgeschleudert. Ich sah ihn taumeln, mit beiden Armen um sich schlagen, und er fand die Brüstung der Galerie, auf der er sich abstützen konnte.

Fast wäre er gefallen.

Ich zog die Beretta.

Er sah die Bewegung und zeigte mir, wie geschmeidig und schnell Werwölfe reagieren können. Ehe ich abdrücken konnte, hatte er

seinen Körper schon in die Höhe gewuchtet, die Pranke auf die Brüstung gedrückt und sich über sie hinweggeschwungen.

Jenseits der Mauer prallte er auf die Dachpfannen. Ich hörte den harten Aufschlag, auch das Brechen einiger Pfannen und drehte mich um neunzig Grad, um ihn sehen zu können.

Er überrollte sich noch, und ich wusste sofort, was er vorhatte. Ein Werwolf konnte einen Fall aus dieser Höhe überleben. Wieder schoss ich.

Im Duell geht es oft um den berühmten Sekundenbruchteil. Diesmal war ich langsamer. Vielleicht hatte ich in der Hektik und der Dunkelheit auch nicht genug gezielt, jedenfalls gelang es dem Herold, sich über die Dachkante zu rollen und zu verschwinden.

Mehrmals hörte ich ihn aufschlagen, aber keinen Schrei oder einen anderen Ausdruck der Todesangst.

Ich hob mein Kreuz auf, drehte mich um und spürte das Zittern überall. An den Beinen, den Armen, in den Schultern. Was ich jetzt tun musste, war schlimm: einem Sterbenden letzte, tröstende Worte sagen oder einem schon Toten die Augen zudrücken.

Ich ging zu ihm.

Er sah mich, denn er lebte noch, aber um die Brust herum war alles voller Blut. Die Lanzenspitze hatte sich tief in seinen Körper gebohrt und einiges dort verletzt.

»He, Partner.«

Ich hörte die geflüsterten Worte, als ich mich neben ihn kniete. Ich spürte auch das Würgen in der Kehle. Eigentlich hätte ich Werwölfe jagen müssen, darauf verzichtete ich jetzt. Dieser Mann ging vor. Ich hatte ihn gemocht, den kleinen Gerald Gress, der so gern seine Schwarze rauchte, sich manchmal feige gab, aber doch raffiniert war und mir sogar das Leben gerettet hatte.

Ich konnte nichts mehr für ihn tun. Oder doch?

Er legte seine blutbefleckte Hand gegen mein Gelenk. »John, tu mir noch einen Gefallen, bevor mich der Himmel verschlingt.«

»Okay, was möchtest du?«

»Eine Schwarze. Sie stecken in meiner Jackentasche.«

Klar, ich würde ihm diesen Wunsch erfüllen. Die letzte Zigarette, vielleicht der letzte Zug in seinem Leben, was machte das schon?

Während ich stumm war und die Schachtel suchte, hörte ich ihn leise, stockend und ächzend reden.

»Irgendwie hast du mir gefallen, Engländer. Aus uns hätte noch ein starkes Team werden können, aber dieser verdammte Sensenmann ist einfach stärker. Weißt du, dass mir plötzlich kalt ist, John? An den Füßen spüre ich es. Es ist nicht der Wind, das ist der Tod, der seine Knochenklaue ausgestreckt hat.«

Ich hatte die Schachtel gefunden, ihr die Schwarze entnommen und

sie zwischen meine Lippen gesteckt. Mit einer Hand schirmte ich die Flamme gegen die Windböen ab, zündete sie an, bevor ich Gerald die Zigarette reichte.

»Danke.«

Seine Augen hatten einen ungewöhnlichen Glanz angenommen.

Ob es der Ausdruck der Freude oder der schon neben ihm stehende Tod war, konnte ich nicht sagen. Ich hoffte nur, dass er glücklich war.

Gerald nahm einen Zug. Er saugte den Rauch in die Lungen. Zum Ausatmen kam er nicht mehr. Die Zigarette kippte nach vorn weg und fiel ihm von der Unterlippe.

Zusammen mit dem Rauch drangen Schaum und Blut aus seinem Mund. Der Blick brach, wurde starr, und ich drückte ihm die Augen zu.

Ein kurzes Gebet sprach ich noch, dann stand ich auf und stemmte mein Gesicht gegen den Wind. Beide Hände hatte ich geballt. Die Nägel drangen in das Fleisch der Ballen. Jetzt stand ich allein gegen die verdammte Meute.

Ich musste den Reporter so liegen lassen. Sollte ich überleben, würde ich dafür sorgen, dass er ein anständiges Begräbnis erhielt.

»Au revoir«, sagte ich dann leise und ging. Gemeinsam hatten wir vorgehabt, den Weg durch den zweiten Turm zu nehmen. Das verwarf ich jetzt. Ich ging die gleiche Strecke zurück, die ich gekommen war. Wenn es nicht anders möglich war und ich keinen Ausgang fand, wollte ich eine Fensterscheibe in den unteren Geschossen einschlagen, um dort das Gebäude zu verlassen.

Herzklopfen bekam ich schon, als ich das leere Turmzimmer durchquerte und die Treppe hinabstieg. Da ich von unten her keinerlei verdächtige Geräusche vernahm, riskierte ich es, die Lampe einzuschalten, deren dünner Strahl mir den Weg wies und über die Treppenstufen tanzte. Den Turmbereich hatte ich bald hinter mir gelassen und schritt über die breitere Treppe weiter.

Hin und wieder wurde sie vom Schein einer Lampe erhellt. Ich brauchte meine Leuchte nicht mehr.

Überall suchte ich nach den Spuren der Wölfe und fand nichts.

Unangefochten erreichte ich den Gang mit den vielen Türen und gelangte in den Thronsaal.

Hier wurde ich vorsichtiger.

Die Tür stand offen. Mein Blick fiel in den großen Saal, der dunkel vor mir lag.

Die meisten Stühle waren umgekippt, der Tisch stand schief, wie ich im Licht meiner Lampe erkennen konnte.

Kein Werwolf hielt sich mehr im Thronsaal auf. Dennoch hatte ich das Gefühl, als wären sie noch da. Sie waren zwarnicht zu sehen, aber zu spüren. Ich roch sie, ich konnte sie fast neben mir stehen sehen. Ihr

dampfender Odem hatte sich gehalten, und über meine Haut rann ein Schauer.

Es war Zufall, dass ich den Schalter entdeckte. Mit der Fußspitze stieß ich gegen ihn. Dicht neben einem Tischende befand er sich im Boden eingelassen.

Ich kickte ihn herum, und die Lampen unter der Decke strahlten ihr Licht ab.

Der rote Schein legte sich wie ein dünner Teppich über den großen Saal. Auch mich umfing er, aber das war nicht wichtig. Für mich zählte die zweite Tür, die ich bei der ersten Flucht aus diesem Raum nicht gesehen hatte.

War das meine Chance?

Ich eilte auf sie zu, probierte die Klinke und lächelte knapp, als die Tür aufschwang. Das lief besser, als ich gedacht hatte. Dahinter lag ein kurzer, breiter Gang, der in einen anderen Saal führte.

Prunkvoll ausstaffiert, mit einer von Blattgold überzogenen Decke und prächtigen Bildern an den Wänden.

Das alles erkannte ich im Schein der Wandleuchten, die ich eingeschaltet hatte.

Wertvolle Teppiche dämpften meine Schritte. Mir gegenüber befand sich eine breite Tür.

Ich ging vorbei an einem Piano, mehreren barocken Sitzgruppen, einem Kamin, aus dem es nach kalter Asche roch, mehreren kleinen, mit Flaschen überladenen Tischen auf krummen Metallbeinen, sah auch die typischen Barockschränke mit ihrer geschwungenen Linienführung und die handwerklich hervorragende Intarsienarbeit auf dem Holz.

Hier standen Werte, um die ich mich nicht kümmerte, denn meine Aufgabe war eine andere.

Ich musste die Wölfe stoppen!

Wie ich das allerdings anstellen sollte, war mir ein Rätsel. Ich war gespannt, was hinter der großen Doppeltür lag, öffnete eine Seite und schaute abermals in einen anderen Raum.

Und der musste mich zum Ausgang bringen, denn er erinnerte mich an eine Empfangshalle.

Auch hier brannte das Licht. Ich sah die breiten Sessel, eine prächtige Standuhr, wieder einen Kamin, dunkle Schränke mit Glasfronten und Teppiche.

Und natürlich die Ausgangstür.

Sehr hoch, auch breit. Dass sie nach draußen führte, war leicht zu erkennen. Sie stand einen Spaltbreit offen, und durch die schmale Öffnung wehte der Nachtwind.

In der großen Halle mit der bemalten Decke fühlte ich mich ein wenig verloren, als ich auf die Tür zuging. Ich schob sie weiter auf,

wollte nach draußen gehen und blieb wie vom Blitz getroffen stehen.
Mein Blick war auf einen Teil des Vorgartens gefallen, und dort bewegten sie sich.
Es waren tatsächlich die Wölfe.
Ich sah sie umherhuschen. Ihre Füße trommelten dumpf über den weichen Grasboden.
Die Wölfe hatten ein gemeinsames Ziel.
Das waren die zahlreichen Pferde, die unter den kahlen Kronen der Bäume standen. Die Tiere wurden unruhig, als sie bemerkten, wer sich ihnen da näherte.
Doch eine helle, keifende Stimme brachte die Tiere schnell wieder unter Kontrolle.
Gesprochen hatte Manon Medoque. Man sah ihr an, dass sie die Chefin war. Über ihren Werwolfkörper hatte sie einen dunklen Umhang gehängt, der bei jedem Schritt, den sie ging, wie eine Glocke schwang.
Ich spürte den Klumpen im Magen. Eine helle Welle überflutete mich. Verdammt, diese Bestie war an allem schuld. Sie hatte mich nicht entdeckt, ich aber sie.
Sollte ich ihr eine geweihte Silberkugel auf den Pelz brennen?
Es war zu spät, denn andere Wölfe traten vor sie und nahmen mir die Sicht. Die Bestien hatten es tatsächlich geschafft und sich die Pferde geholt. Damit wollten sie wegreiten.
Das hatte ich noch nie erlebt. Werwölfe, die auf Pferden saßen?
Ich schluckte und zog die Tür behutsam weiter auf. Ein Pferd hatten sie zurückgelassen. Es musste dem Werwolf gehört haben, den ich erledigt hatte.
Das konnte für mich sein.
Sie saßen jetzt alle auf den Rücken ihrer Tiere. An der Spitze der Kavalkade hielt sich Manon Medoque auf. Für einen Moment tauchte sie in das Silberlicht des Mondes.
Deutlich hob sich ihre Kontur ab.
Ich griff nach der Beretta.
»Rühr dich nicht, Engländer! Eine falsche Bewegung nur, und du bist tot!«
Gesprochen hatte Jean. Und der stand genau hinter mir!

***

Ich ließ die Beretta los, als wäre sie glühend heiß. Ob Jean bewaffnet war oder nicht, konnte ich nicht sehen, rechnete aber stark damit.
Draußen ritten die Werwölfe an.
Ein fauchender Schrei, ausgestoßen von Manon, jagte in die Nacht hinein. Er war das Zeichen für die Pferde, die sich in Bewegung setzten. Ich konnte zusehen, wie die wilde Horde über das

grasbewachsene Areal preschte und in der Finsternis verschwand.

Jetzt hätte ich mich auf das Reservepferd schwingen und sie verfolgen können, das jedoch war nicht möglich.

Jean fasste sich in Geduld. Erst als das Donnern der Hufe verstummt war, sprach er mich wieder an. »Komm langsam zurück und dreh dich dann erst um.«

»Okay.«

Ich ging sehr zögernd. Unter meinen Sohlen spürte ich den harten Steinboden, der bald darauf von einem weicheren Teppich abgelöst wurde. Auf dieser Brücke musste ich stehen bleiben und durfte mich erst jetzt umdrehen.

Jean war tatsächlich bewaffnet. Woher er gekommen war, wusste ich nicht. Es zählte nur die verdammte Waffe in seiner Hand, und sie war kein Spielzeug.

Ich kannte diese handlichen israelischen Maschinenpistolen der Marke Uzi.

Und Jean hatte den Finger am Abzug.

Ich lächelte kalt. Im Vergleich zu seiner Figur wirkte die Waffe in seinen Pranken beinahe lächerlich. Er stand im Licht. Trotzdem erinnerte mich sein Gesicht an graues Fett. Der Mund war zu einem Halbmond verzogen, die Augen sahen aus wie dunkle, kalte Steine.

Wir starrten uns an. So lange, bis Jean nickte. »Darauf habe ich gewartet!« erklärte er. »Du weißt doch, dass zwischen uns noch eine Rechnung offen steht. Ich lasse mich nun mal nicht gern treten. Verstehst du doch, oder?«

»Klar, aber ich habe dich nicht mit einer Maschinenpistole bedroht.«

»Der eine so, der andere anders.«

Dieser Mann wollte mich töten, das war klar. Ein Typ wie Jean nahm keine Waffe in die Hand, wenn er nicht vorhatte, zu schießen.

Ich stand ihm zwar nicht waffenlos gegenüber, aber ich hatte keine Chance, an meine Beretta heranzukommen.

Allmählich kroch ein Angstgefühl in mir hoch. Ich kannte die Symptome genau. Dann floss das Blut schneller durch die Adern, wobei ich das Gefühl hatte, als würde es sich allmählich erwärmen und mir in den Kopf schießen.

Ein Ausweg war nicht in Sicht. Ich stand auf freier Fläche, konnte keinen Gegenstand greifen, um ihn Jean an den Kopf zu schleudern, außerdem war eine Kugel immer schneller.

Was also tun?

Er war neugierig, denn er stellte Fragen und gab mir so eine Galgenfrist. Während er sprach, wich die dunkle Mündung der MPi um keinen Millimeter zur Seite. Sie glotzte mich an wie eine leere Augenhöhle.

»Wieso bist du gekommen?«

»Man rief mich.«

»Und wer?«

Da Gerald Gress nicht mehr lebte, konnte ich seinen Namen ruhig erwähnen.

Jean nickte. »Das hatten wir uns gedacht. Der Schnüffler schlich schon öfter durch die Gegend. Ich wollte ihn bereits vorher killen, aber Manon war dagegen.«

»Und welche Pläne verfolgt sie?«

»Sie nimmt eine Spur auf.«

»Aha. Mehr sagst du nicht?«

»Nein!«

Das letzte Wort hatte mir verdammt endgültig geklungen. Ich konnte damit rechnen, dass er jeden Augenblick den Zeigefinger krümmen würde und den Abzug nach hinten riss. Auch während des Gesprächs mit ihm hatte ich fieberhaft nach einer Möglichkeit gesucht, der Garbe aus der Uzi zu entkommen, und mir war etwas eingefallen.

Ich hob die Schulter und ließ sie sofort danach wieder zurücksinken. »Ich weiß, dass du mich töten kannst, aber ich flehe dich an, Jean. Gib mir noch eine Chance!«

Er grinste kalt. »Welche?«

Ich fiel auf die Knie, ohne eine Antwort gegeben zu haben. Dabei war ich nach hinten gerutscht, an den Rand des Teppichs.

»Ach, er bettelt!« sagte Jean und begann zu lachen. »Ein Bulle, der um sein Leben bettelt, das habe ich mir schon immer gewünscht. Wirklich, du bist ein Weichling.«

Ich kam mir selbst dumm und widerlich vor, aber ich musste das einmal begonnene Spiel durchhalten. Deshalb hob ich meinen Kopf an und schaute ihm flehend ins Gesicht. »Bitte, Jean, noch eine letzte Chance.«

»Welche, verdammt?«

»Ich möchte noch einmal auf deine verdammten Füße treten, du…«

Meine weiteren Worte gingen in seinem wütenden, fast tierischen Schrei unter. Er zuckte zusammen, sogar seine MPi bewegte er dabei zur Seite, da zog ich bereits mit aller Kraft an der geknüpften Brücke…

***

Suko hatte sich beeilt, war sofort zu Sir James hochgefahren und fand den Superintendenten an seinem Schreibtisch vor. Er nippte an seinem kohlensäurefreien Wasser.

Kaum hatte er die Bürotür aufgestoßen, da lief ihm Nadine bereits entgegen. Suko schien es so, als hätte sie auf ihn gewartet. Als sich die Wölfin an ihn schmiegte, kniete sich der Inspektor hin und kraulte ihr das inzwischen wieder trocken gewordene Fell.

Sir James erhob sich und stützte beide Hände auf die Schreibtischplatte. Er schaute auf Suko und Nadine. Dabei sagte er kopfschüttelnd: »So war es auch bei mir. Sie wollte meine Nähe, vielleicht unsere Nähe, aber ich kenne den Grund nicht.«

Ohne das Streicheln zu lassen, gab Suko die Antwort. »Ich weiß es nicht hundertprozentig genau, aber es muss mit einer Wolfsmagie zusammenhängen und damit auch mit John Sinclair, der sich an der Loire herumtreibt.«

»Können wir ihn dort erreichen?«

»Nein, nicht telefonisch. Ich müsste schon hin, ansonsten sind uns die Hände gebunden.«

»Vielleicht mit ihr?«

»Das wäre vielleicht eine Möglichkeit.«

Während des Dialogs hatte Nadine den Kopf gedreht und Suko ständig angeschaut. Er sah den Blick ihrer Augen, er wusste Bescheid, dass die Wölfin alles verstanden hatte.

Nur konnte sie nicht reden.

Aber ihre Augen sprachen Bände. Angst und Trauer lagen darin.

Suko fragte sich nach dem Grund. Hing dieser Ausdruck tatsächlich mit John Sinclairs Fall in Frankreich zusammen?

Alles deutete eigentlich darauf hin.

Suko stand wieder auf. Auch Nadine, die gesessen hatte, sprang auf und lief weg. Zwischen Schreibtisch und Sitzgruppe hockte sie sich hin.

Sir James und Suko sahen sich gegenseitig an. »Was hat sie vor?« fragte der Superintendent.

»Keine Ahnung.«

»Ich habe das Gefühl, als wollte sie uns etwas zeigen oder auch beweisen.« Sir James griff zum Glas und leerte es. Seine Stirn hatte er in Falten gelegt, ein Zeichen dafür, wie scharf er darüber nachdachte, was dieser Besuch zu bedeuten hatte.

Noch tat Nadine nichts.

Sie lag nur auf dem Boden. Plötzlich drehte sie den Kopf und öffnete die Schnauze. Ihr menschliches Stöhnen erinnerte an ihr früheres Leben.

Selbst Sir James bekam eine Gänsehaut. »Das ist ja furchtbar«, flüsterte er.

»In der Tat, Sir!«

Das Stöhnen blieb. Dabei zuckte Nadine mit den Pfoten, und dieses Zittern erfasste auch ihre Flanken. Sie machte den Eindruck, als würde sie unendliche Leiden ausstehen.

Die beiden Männer gerieten ins Schwitzen. »Können wir denn nichts tun?« hauchte Sir James.

Suko schüttelte den Kopf.

Noch einmal stöhnte die Wölfin herzzerreißend auf. Schmerzen spiegelten sich in ihren Augen wider. Sie sank zusammen und blieb regungslos liegen, die Beine von sich gestreckt.

Suko wagte es nicht zu sagen, aber Sir James, der sich mit der Handfläche über das schweißnasse Gesicht fuhr, sprach die Worte flüsternd aus, die Suko ebenfalls dachte.

»Ich glaube, sie ist tot!«

***

Sie ist tot!

Der Satz hallte in Sukos Kopf wider. Er fragte sich gleichzeitig, wie er es Bill Conolly oder John sagen sollte, wenn dieser aus Frankreich zurückkehrte.

Zwischen den beiden Männern stand das Schweigen wie eine düstere Wand. Sie blickten sich gegenseitig an. Jeder hatte irgendwie ein schlechtes Gewissen, aber niemand sprach darüber.

»Soll ich hingehen?« fragte Sir James schließlich. »Ich habe sie nicht so gut gekannt wie Sie.«

»Danke, Sir!«

Es sollte nicht dazu kommen, denn das Telefon meldete sich. Sie empfanden beide den Laut als unangenehm, und Sir James meldete sich wegen der Störung unwirsch.

Suko hörte nicht hin, was er sagte. Er wollte auch nicht wissen, mit wem Sir James sprach. Sein Blick galt einzig und allein der liegenden Wölfin, die den Kopf zur Seite gedreht hatte und den glanzlosen Blick ihrer Augen auf Suko gerichtet hielt.

Der Chinese drehte den Kopf. Er konnte es einfach nicht sehen, nicht fassen, nicht mehr hinschauen. Meine Güte, Nadine! Das war unmöglich. Sie hatten immer noch Hoffnungen auf sie gesetzt, dass sie wieder zu einem normalen Menschen wurde, aber jetzt?

Sir James sprach mit ihm, und der Mann musste seine Bemerkung wiederholen, um überhaupt verstanden zu werden. »Bill Conolly kommt. Er ist bereits im Haus.«

Suko erschrak. »Hätten Sie ihn nicht zurück…?«

»Nein, das hätte ich nicht.«

Dann wurde die Tür aufgestoßen. Bill stand auf der Schwelle und sah, was geschehen war. Er blieb auf dem Fleck stehen, als hätte man ihn angenagelt. Sein Blick richtete sich auf Nadine, auch er sah die leblosen Augen. Erst nachdem einige Sekunden vergangen waren und er sämtliche Farbe aus seinem Gesicht verloren hatte, kippte er gegen den Türpfosten.

Er wollte sprechen, räusperte sich zweimal und fragte mit kaum verständlicher Stimme: »Ist sie tot?«

»Wir haben noch nicht nachgesehen«, erwiderte Suko ebenso leise.

»Warum nicht? Vielleicht hätte man ihr helfen können!« Bills Stimme klang aggressiv. Niemand nahm ihm das übel.

»Es ist erst kurz vor Ihrem Eintreffen geschehen.«

»Ach so.« Bill und die übrigen Conollys hatten sehr an Nadine gehangen. »Wie sage ich es nur Johnny?« fragte der Reporter flüsternd. »Und Sheila.« Er schüttelte den Kopf. »Da läuft Nadine von uns weg, um hier zu sterben. Das kann ich einfach nicht begreifen. Ihr etwa? Verdammt, sagt doch was!«

»Bill, wir wissen nichts.«

»Aber ich will wissen, ob sie tot ist. Tut mir Leid, ich muss einfach zu ihr gehen.« Er nickte den beiden anderen zu und setzte sich entschlossen in Bewegung.

Je näher er Nadine jedoch kam, umso unsicherer wurden seine Schritte. Es sah zum Schluss so aus, als traute er sich nicht näher an den leblosen Körper heran.

Schließlich musste der Reporter stehen bleiben. Seine Fußspitzen berührten bereits das Fell. Er senkte seinen Kopf, schaute die Wölfin an und hatte dabei das Gefühl, als wäre die Farbe des Fells eine andere geworden. Nicht mehr so seidig und glänzend, sondern stumpf. Wie bei einem Tier, das schon lange unter der Erde gelegen hat und hervorgeholt worden war. Er hörte jemanden kommen. Es war Suko.

Neben Bill blieb er stehen. Die beiden berührten sich sogar. »Du hast noch nicht den Puls gefühlt?«

»Nein, verdammt!« Bill verzog den Mund. »Ich, ich schaffe es einfach nicht.« Er verstummte, holte tief Luft und Wechselte das Thema. »Nadine war für uns wie ein Kind, verstehst du?«

»Sprich nicht in der Vergangenheit!« erklärte Suko. Er hatte sich den innerlichen Ruck längst gegeben und beugte sich zu der Wölfin hinab. Mit einem Knie stützte er sich ab, den rechten Arm streckte er aus. Seine Finger glitten über das Fell, dann hoch in Richtung Hals, weil er dort nachfühlen wollte.

Auch Suko musste die Zähne zusammenbeißen und ein Zittern gewaltsam unterdrücken. Dann hatte er den bewussten Punkt erreicht.

Der Chinese fühlte – nichts.

Von Bill kam die Frage. »Was ist, Suko? Lebt sie?«

»Ich bin mir nicht sicher«, antwortete Suko kratzig. »Gib ihr noch etwas Zeit.«

Die Zeit brauchte Suko auch, um die Worte zu formulieren, die er seinem Freund Bill mitteilen wollte. »Ich – es tut mir Leid, Bill. Ich spüre nichts.«

Jetzt war es heraus, und Suko hörte den erstickt klingenden Laut, der aus Bills Kehle drang. Er stand wieder auf, sah Bill schwanken und stützte ihn ab.

Das Blut war aus dem Gesicht des Reporters gewichen. Die Haut

wirkte wie mit Kreide eingerieben. Ohne dass Bill es richtig bemerkte, wurde er von Suko zu einem Sessel geführt und auf die Sitzfläche gedrückt.

»Ich muss Sheila anrufen!« murmelte er. »Ich muss telefonieren. Ich werde jetzt anrufen.« Er war völlig durcheinander.

»Du wirst gar nichts«, sagte Suko. »Du bleibst hier sitzen und rührst dich nicht vom Fleck. Okay?«

»Ja, nein…«

Sir James hatte die beste Idee. Aus seinem Schreibtisch holte er eine Flasche Whisky und ein Glas hervor. Der Reporter erhielt einen Doppelten. Er musste das Glas schon mit beiden Händen halten, so stark zitterte er. Er schüttelte sich den Whisky in den Rachen, und bald kehrte die Farbe in sein Gesicht zurück. Er fand auch die nächsten Worte und fragte leise: »Weißt du, wie ich mich fühle, Suko?«

»Nein.«

»Wie jemand, der mehr tot als lebendig ist. Sie kommt zu euch und legt sich zum Sterben nieder. Was ist das nur für ein Grauen, in das wir hineingeraten sind?« Er schlug die Hände vor sein Gesicht und schüttelte den Kopf.

Suko konnte ihm keine Antwort geben. Vielleicht wäre es John Sinclair gelungen, aber der kämpfte irgendwo im Loiretal auf verlorenem Posten.

»Was ist das?«

Es war mehr ein Ruf als eine Frage, und Sir James hatte ihn ausgestoßen.

Suko drehte sich um. Bill ließ seine Hände sinken, und die drei Männer starrten wie gebannt auf die liegende Wölfin.

Sie selbst hatte sich nicht verändert. Aber die nähere Umgebung war eine andere geworden. Nadine lag zwar noch auf dem Teppich, aber sie war eingekreist worden.

Aus dem Nichts war das Licht gekommen, hatte seinen Kegel auf den Boden geworfen und gleichzeitig einen Schatten gezeichnet.

Den der Werwölfin Lupina!

***

Plötzlich »schwamm« der Killer. Der Teppich unter seinen Sohlen rutschte weg und zog ihn mit. Aus dem Schwimmen wurde ein Rudern, denn er stach mit beiden Armen in die Luft und gab dabei eine ziemliche lächerliche Figur ab. Wie ein Tänzer, der Takt und Rhythmus verloren hatte, kam er mir vor, aber er drückte trotzdem noch ab.

Die Salve hämmerte gegen die Decke und ließ dort die Vertäfelung splittern. Als wahrer Regen fielen die Einzelteile zu Boden. Das alles

kümmerte mich nicht. Für mich zählte nur, dass ich nicht getroffen worden war.

Er konnte sich nicht mehr halten, sosehr er es auch versuchte. Der Aufprall wurde schlimm für ihn.

Jean donnerte auf den Rücken. Der Boden erzitterte. Ich hörte den wütenden Schrei, als ich bereits auf dem Weg zu ihm war. Aber auch Jean war schnell. So leicht gab dieser in zahlreichen Kämpfen und Schlachten gestählte Typ nicht auf, denn er drehte sich um, damit er auf mich anlegen konnte.

Ich befand mich bereits im Sprung.

Bevor eine zweite Garbe den Lauf verließ, sprang ich ihn an. Es war ein wuchtiger Satz, ich traf voll und hämmerte beide Füße hart auf seine Brust, sodass ihm die Luft aus den Lungen getrieben wurde. Dieser Kampf ging um Leben und Tod. Jean würde keine Rücksicht kennen, auch ich musste hart sein, denn an Kampfkraft und hinterhältigen Tricks war er mir sicherlich überlegen.

Ich hatte ihn sehr hart erwischt. Jean sackte auf dem Boden zusammen. Sein Gesicht verzog sich im wilden Schmerz, und ich trat wieder zu.

Diesmal gegen das rechte Handgelenk. Dabei erwischte ich die Finger, die gelähmt wurden und es nicht mehr schafften, die Waffe zu halten.

Für mich war es eine Freude zu sehen, wie die Uzi über den glatten Parkettboden glitt und erst von der nächsten Teppichbrücke gestoppt wurde. Vielleicht hatte ich eine Sekunde zu lange der davongleitenden Waffe nachgeschaut, denn als ich hinter ihr herjagen wollte, kam ich nur einen Schritt weit. Das linke Bein konnte ich nicht mehr vorsetzen. Die Hand des Franzosen umklammerte mein Gelenk wie eine Stahlklammer, zudem drehte er seine Finger, sodass ich ebenfalls zu Boden musste. Da er das Bein auch ruckartig nach hinten gezogen hatte, wurde mein Fall verdammt schnell. Zum Glück konnte ich mich mit beiden Handflächen aufstützen und dem Aufprall einen großen Teil seiner Wucht nehmen.

Jean hatte mich losgelassen, sodass ich wieder auf die Beine kommen konnte.

Auch er war so weit. Den heftigen Tritt hatte er überwunden. Geduckt jagte er auf mich zu, den Kopf eingezogen, um ihn in meinen Unterleib zu rammen.

Ich brachte es in diesem Augenblick nicht fertig, mein Knie hochzureißen und es in sein Gesicht zu rammen. Mit einem blitzschnellen Sidestep wich ich aus und stellte ihm ein Bein.

Fast hätte er einen Salto geschlagen. Ich hörte ihn fluchen, aber ich erkannte meinen Fehler im selben Augenblick. Durch den Schwung war er verdammt nahe an seine weggerutschte MPi herangekommen.

Jean wäre ein Dummkopf gewesen, hätte er diese Chance nicht genutzt.

Das Risiko war mir einfach zu groß, deshalb stieß ich mich hart ab und spielte Flieger.

Wie ein bulliges Geschoss landete ich in seinem Rücken und drückte ihn zu Boden. Er hatte die Arme ausgestreckt, die angewinkelten Fingerspitzen bewegten sich über das glatte Parkett. So versuchte er verzweifelt, an seine Waffe zu gelangen.

Wenn er noch ein paar Millimeter weiterkam, hatte er es geschafft.

Die Chance ließ ich ihm nicht.

Mit einer Hand hielt ich ihn fest, mit der anderen schlug ich zu. Es waren zwei Karatehiebe, die ihn ins Reich der Träume schickten.

Unter mir wurde er schlaff. Seine Fingerspitzen stießen direkt gegen den Griff der Uzi, ohne die Waffe allerdings festhalten zu können. Ich war schneller gewesen.

Durch eine Drehung nach rechts ließ ich mich von ihm herabrollen, blieb auf dem Boden liegen und atmete zunächst einmal tief durch. Ich war mehr innerlich geschafft als äußerlich, drückte mich in eine sitzende Stellung und holte eine aus reißsicherem Kunststoff bestehende Acht hervor. Die modernen Handfesseln.

Den schweren Tisch konnte ich schlecht bewegen, also rollte ich den bewusstlosen Jean in seine Nähe und klemmte den zweiten Kreis der Fessel um das Bein.

Jetzt sollte er mal versuchen, sich zu befreien. Mochte er noch so stark sein, diesen massiven Holztisch auf die Schulter zu nehmen, schaffte auch er nicht.

Wie lange der Kampf gedauert hatte, war mir unbekannt. Jedenfalls zu lange, denn die elf Werwölfe samt ihrer Anführerin mussten schon einen gewaltigen Vorsprung haben, den ich unmöglich aufholen konnte. Zudem dachte ich an den Herold. Der konnte sich durchaus noch in der näheren Umgebung herumtreiben.

Auf die Maschinenpistole verzichtete ich. Ich nahm nur das Magazin heraus und schleuderte es zwischen die Büsche. Dann suchte ich nach dem Ersatzpferd.

Ich wusste noch genau, wo es angepflockt gewesen war, aber dort stand es nicht mehr.

Es lag auf dem Boden.

Und der Kopf zwei Schritte daneben. Jemand hatte ihn mit einem glatten Streich vom Rumpf getrennt…

***

Plötzlich bekam ich eine Gänsehaut. Ich ahnte, wer für diese ruchlose Tat verantwortlich war. Maurice de Medoque, der Herold des Satans!

Er war hier, er musste in der Nähe sein, denn das aus der Wunde

strömende Blut war noch warm und dampfte. Meine Gänsehaut blieb, und es war besser für mich, Deckung zu suchen.

Ich fand meine Deckung hinter dem Baum, an dem das Tier angebunden gewesen war. Die Furcht blieb. Es ist nicht jedermanns Sache, gegen einen Unsichtbaren zu kämpfen. Der konnte überall lauern, nur eine Handspanne von mir entfernt, ohne dass ich ihn sah.

Wenn er sich durch ein Geräusch verriet, konnte ich das Kreuz schleudern. So aber blieb mir nichts anderes übrig, als auf das Glück des Tüchtigen zu vertrauen.

Bewaffnet war er mit einem Schwert. Es konnte auch sein, dass er sich die Lanze zurückgeholt hatte, die in der Brust des toten Gress steckte.

In meiner unmittelbaren Umgebung blieb es ruhig. Nur die Geräusche der Nacht umgaben mich. Hin und wieder ein geheimnisvolles Rascheln, dann das Wehen des Windes, wenn er durch die Büsche und Kronen der Bäume strich. Auch die Tiere der Nacht blieben nicht lautlos. Das Flattern erschreckte mich, es war nur eine Eule, die über meinem Kopf ihre Bahn zog und in der Dunkelheit verschwand.

In den ersten Minuten war ich dicht am Baumstamm stehen geblieben. Das änderte sich, und ich begann damit, meine Kreise zu ziehen. Etwas musste ich einfach tun, und wenn ich noch mal zurück in das Schloss ging, um es zu durchsuchen. Irgendwo musste es schließlich Unterlagen über dessen Besitzerin geben.

Aber er war draußen. Der Herold des Satans verhöhnte mich sogar, denn ich erschrak, als ich den Fanfarenstoß vernahm. Kurz und schmetternd klang er auf und verstummte sehr schnell wieder, sodass ich nicht herausfinden konnte, aus welcher Richtung er kam.

Wenn mein Gegner mich damit hatte locken wollen, so war ihm das nicht gelungen. Ich blieb in Deckung der Baumgruppe, wartete dort ungefähr noch eine Minute ab und lief in die dem Schloss entgegengesetzte Richtung, wo die Weite des Parks begann und ich einen der Teiche erreichte. Er war nett angelegt. Eine ovale Bank stand an einer Rundung. Aus dem dunklen Wasser wuchsen lange Schilfarme, die im Nachtwind zitterten. Mir gegenüber stand eine hohe Skulptur. Sie zeigte eine Frau, die ihre Arme angewinkelt und die Hände hinter dem Nacken verschränkt hatte. Wen die Figur darstellen sollte, wusste ich nicht. Mich interessierte nur der Herold, von dem ich nichts entdeckt hatte.

Ich stand nahe der Bank und lauschte.

Über mir schien der Mond. Wenn er wolkenfrei war, wurden das Schloss und der Garten in einen matten Glanz gebracht. Ansonsten war die Dunkelheit doch ziemlich dicht.

Wieder verging Zeit.

Ich gab zu, dass Manon Medoques Plan verdammt raffiniert gewesen war. Zwei ihrer gefährlichsten Helfer hatte sie zurückgelassen, um sich ungestört bewegen zu können.

Nur – was hatte sie vor?

Wenn ich daran dachte, dass die Bestien auf ihren Pferden in das schutzlose Dorf geritten waren, wurde mir übel. Die konnten über die Bewohner herfallen, ohne ihnen die Spur einer Chance zu geben.

Das Klatschen erschreckte mich. Ein Frosch war vom seichten Ufer des Teichs her ins Wasser gesprungen und verschwunden. Es blieb nicht bei diesem Geräusch. Auch ein anderes, viel gefährlicheres vernahm ich.

Zuvor jedoch warnte mich das Kreuz. Da ich es in der linken Hand hielt, spürte ich die sanfte Erwärmung des Metalls.

Gefahr!

Ich duckte mich blitzschnell weg und sah vor meinen Augen die gefährliche Schwertklinge. Ein langgezogenes Blitzen, dann hieb die Waffe in die Rückenlehne der Bank.

Der Hieb war so wuchtig geführt worden, dass das Metall stecken blieb, ich ein wenig Zeit gewann und sofort handelte. Ich schleuderte das Kreuz nach links und hielt es dabei an der Silberkette fest.

Volltreffer!

Vor mir zischte es, als hätte jemand Wasser auf eine glühende Herdplatte geschüttet.

Gleichzeitig begannen sich Umrisse einer Gestalt in der Luft abzuzeichnen, und der Werwolf stand vor mir.

Er hatte eine gebückte Haltung eingenommen. Mit einer Pranke umklammerte er den Schwertgriff und wollte die Waffe aus dem tiefen Spalt im Holz ziehen.

Ich war schneller.

Meine Faust war wie ein Geschoss, blieb aber dicht vor der Bestie in der Luft stehen, und zwar so, dass sie genau auf das Kreuz schauen musste. Ihre kalten Raubtieraugen funkelten. Angst las ich darin, und der Herold rührte sich nicht mehr vom Fleck.

So standen wir uns gegenüber.

Keiner wollte nachgeben. Ich erst recht nicht, denn der Herold hatte genug Schrecken gebracht.

Ich wusste nicht, ob er mich verstand, aber ich sprach ihn an. »Du hast verloren, ich brauche nur die Hand vorzustoßen, dann hat es dich gegeben. Das weißt du!«

Aus seinem Maul drang ein Geräusch, das ich als Zustimmung auffassen konnte.

»Gut, dann weiter. Ich will von dir wissen, wo die anderen hingeritten sind. Wo kann ich sie finden?«

Jetzt erhielt ich die Antwort. Grunzend ausgestoßene Worte, nur

bruchstückhaft zu verstehen, »eingehüllt« in den Dampf, der aus seinem Maul quoll.

Mein Französisch war ohnehin nicht besonders, doch in das Kauderwelsch des Herolds bekam ich überhaupt keinen Sinn.

Möglicherweise wollte er mich auch nur hinhalten, und als er dann zurückzuckte, hatte er es geschafft, die Klinge wieder aus der Bank hervorzuziehen.

Gleichzeitig verschwammen seine Umrisse, er wollte untertauchen, doch das Spiel machte ich nicht mit.

Wieder warf ich mich nach vorn. Und diesmal stoppte ich meine Faust nicht. Voll traf sie das Gesicht der Bestie. Ich hörte das schreckliche Ächzen des Herolds.

Verzweifelt versuchte er, in sein Zwischenreich zu entschwinden, aber ein matter Silberglanz hüllte seinen Körper bereits ein, sodass es ihm nicht möglich war, mir zu entkommen. Ich vernahm sein Schreien, die dumpfen, grunzenden, manchmal keuchenden Laute, und er schlug wie ein Wilder mit den Armen um sich.

Ich hielt die nötige Distanz ein, denn die Krallen konnten mir leicht Kleidung und Haut zerfetzen.

Noch einmal raffte er sich auf. Das Maul stand weit offen, und ein furchtbares Heulen drang aus seinem Maul. Das Geräusch stieg gegen den Himmel und verklang als schaurige Botschaft in der düsteren Nacht.

Ich konnte aufatmen und zusehen, wie der Werwolf zerfiel. Das Fell, vor Sekunden noch glänzend gewesen, wurde grau und struppig. Es hatte keinen Halt mehr und rieselte von der Haut wie alter Staub.

Ein altes Gerippe, das ich zertrat, sodass es zu hellem Staub zerrieselte.

Ich war beruhigt. Ein starker Gegner weniger. Manon hatte durch seine Vernichtung schon ihren zweiten Trumpf verloren. Sollte ich mich auf der Siegerstraße befinden?

Kaum, auch wenn es mir jetzt besser ging und ich beruhigter sein konnte. Die Spur zu den anderen Wölfen hatte ich noch immer nicht aufnehmen können.

Wenn ich darüber nachdachte und mir durch den Kopf gehen ließ, was ich alles über diese Bestien wusste, gab es eigentlich nur eine Lösung. Diese Kreaturen mussten auf dem Weg nach Medoque sein, um dort aufzuräumen.

Dort wollte ich auch hin.

Zu Fuß war es zu weit. Das Auto des toten Gerald Gress war meine Chance. Nur besaß ich keinen Schlüssel.

Also lief ich noch einmal zu dem Toten zurück und durchsuchte dessen Taschen. Es fiel mir nicht leicht, aber ich sah keine andere Möglichkeit. Der Wagenschlüssel steckte in seiner Hosentasche. Ich

nahm ihn an mich und ging wieder.

Es war nicht leicht, den Weg zum Wagen zu finden. Als ich die Straße erreichte, atmete ich auf, sah auf meine Uhr und stellte fest, dass in einer knappen Stunde Mitternacht war.

Ich überquerte die Straße, lief den schmalen Weg hoch und fand nach einigem Suchen den im Wald abgestellten Peugeot. Man lernt es mit der Zeit, fremde Autos zu fahren, so bereitete mir auch dieser Wagen keine Schwierigkeiten. Mich störte nur die zu weiche Federung.

Mit herabgekurbeltem Seitenfenster fuhr ich an. Die Wölfe hatten auf Pferden gesessen, und Pferde können sich nicht lautlos bewegen. Wenn die Kreaturen in die Nähe des Dorfes kamen, musste ich sie einfach hören. Deshalb die heruntergekurbelte Scheibe.

Während der Rückfahrt beruhigte ich mich allmählich, ohne allerdings voll entspannen zu können. Ich stellte nur fest, dass der ganz harte Stress von mir abfiel und sich meine Wehwehchen wieder bemerkbar machten. Da war der Druck im Nacken, der ziehende Schmerz im Kopf und manchmal das Zittern in den Armen.

Wenn Jean wach gewesen wäre, hätte ich ihn nach Manon Medoques Zielen gefragt, so war ich weiterhin auf mein Gefühl und meinen Instinkt angewiesen.

Eine so große Kavalkade musste auffallen. Falls sie in den Ort geritten war.

Und dem näherte ich mich. Mir kam auch in der Dunkelheit einiges bekannt vor. Die ersten Häuser erschienen im Schein der Leuchten. Gierig tasteten die gelben Strahlen darüber hinweg, aber ich entdeckte nichts Verdächtiges. Der Ort lag in einer nächtlichen Ruhe. Von Werwölfen keine Spur. Durch die engen Gassen lenkte ich den Peugeot bis zum Marktplatz, wo ich ihn abstellte und ausstieg.

Einige Laternen schufen helle Flecken. Durch die triebleichter Dunst. Kein Fenster war mehr erleuchtet. Die Außenbeleuchtung der Gaststätten war ebenfalls ausgeschaltet worden.

Ein Geisterdorf.

Aber auch menschenleer?

Oder hatten sie bereits hier ihre grausamen Spuren hinterlassen?

Wenn das der Fall war, konnte es nur wenige Überlebende gegeben haben. Eine solche Horde hinterlässt Spuren, aber ich sah keine.

Alles wirkte völlig normal.

Mein Blick fiel in den dunklen Himmel. Da stand der Mond. Als wollte er allein diesen Ort bescheinen, so kam er mir vor. Und der Mond gab den Geschöpfen der Nacht die Kraft, die sie für ihre ruchlosen Taten benötigten.

Vielleicht hatten die Bewohner längst die Konsequenzen gezogen und das Dorf verlassen. Ich würde es ihnen wünschen, aber diese Hoffnung

trog, denn ich hörte das Quietschen einer Tür. Da es hinter mir aufgeklungen war, musste ich mich umdrehen.

Ein Mann stand auf der Schwelle. Er trug eine Pelzmütze und eine kurze gefütterte Jacke. Gesehen hatte ich ihn noch nie. Aber er trat offen in das Licht einer Straßenlaterne, und ich unterstellte ihm keine bösen Absichten.

Der Mann musste in meinem Alter sein. Er hatte ein weiches Gesicht, in dem die dunklen Augenbrauen besonders auffielen. Mit einem Nicken begrüßte er mich.

Ich sprach ihn an. »Sind Sie der Einzige hier in Medoque?«

»Nein, Monsieur!« Er deutete in die Runde. »Alle Menschen sind da. Sie zeigen sich nur nicht.«

»Dann wissen sie, was geschehen ist?«

»Sie ahnen es zumindest.«

»Aber ich weiß Bescheid.«

Er nickte. »Das habe ich mir schon gedacht.«

»Wieso?«

»Ich kenne Monsieur Gress. Er hat davon gesprochen, dass er Hilfe holen wollte. Und Sie müssen der Mann sein.«

»Der bin ich tatsächlich. Aber hatte Monsieur Gress so viel Vertrauen zu Ihnen?«

»Ja.«

»Wer sind Sie?«

»Ich bin ein Mensch, der leider zu spät gekommen ist. Erst heute Abend traf ich wieder hier ein. Ich war bei meinen Brüdern im Kloster. Ich bin Priester.« Er streckte mir die Hand entgegen. »Mein Name ist Abbé Bloch.«

Ich atmete nicht nur auf, auch ein Gefühl der Freude durchzuckte mich. »Und ich heiße John Sinclair.«

»Das hörte ich schon. Wo ist der Reporter?«

Als ich meine Hand aus der seinen löste, gab ich ihm die Antwort.

»Er ist tot.«

Das Gesicht des Abbés vereiste. »Tot«, murmelte er nach einer Weile. »Wie ist es gekommen?«

»Maurice de Medoque, der Herold des Satans, hat ihn umgebracht. Ich konnte ihm leider nicht helfen.«

»Und der andere?«

»Kämpfte gegen mich und verlor.«

»Dann haben Sie dieses Relikt aus der Vergangenheit vernichtet.«

Der Abbé atmete tief durch. »Ich wusste, dass es einmal so kommen würde. Er musste seinen Meister einfach finden. Der Fluch der Medoques darf nicht bis in alle Ewigkeiten bestehen bleiben. Man muss etwas dagegen tun.«

»Dazu bin ich bereit. Elf Diener hat diese Frau…«

»Werwölfe?«

»Ja.«

Der Priester schluckte und schüttelte den Kopf. »Himmel, das ist mehr, als ich dachte.«

»Aber Sie haben gewusst, dass es diese Wesen gibt?«

»Natürlich. Nur nicht in dieser Konzentration. Den Menschen hier war bekannt, dass in Vollmondnächten der Geist aus der Vergangenheit erschien und seine Fanfare blies. Er war dazu verdammt, den Schrecken anzukündigen, aber ich frage mich jetzt, was die anderen Werwölfe vorhaben.«

»Sie werden das Dorf hier überfallen.«

»Nein, das glaube ich nicht.«

Ich war überrascht. »Was macht Sie so sicher, Abbé?«

»Was sollen sie hier?«

»Menschen…«

»Bitte, Monsieur, lassen Sie mich ausreden. Menschen sind für sie wichtiger als Objekte. Aber Manon Medoque, dieses Satansweib, verfolgt einen anderen Plan.«

»Und der wäre?«

»Sie will bestimmt zu der alten Ruine. Der Fluss führte wenig Wasser. Es hat nicht sehr viel geregnet. Jetzt liegen die Mauern frei. Es gibt bei uns eine Sage, die sich um die Ruine rankt. Es ist eine Spur in die Vergangenheit.«

Da war schon wieder dieser Satz, über den ich stolperte. Jean hatte ihn bereits erwähnt.

»Was bedeutet diese Spur, die in die Vergangenheit führt?«

»Wie gesagt, es ist der Weg zur Ruine, sogar zu einem alten Friedhof, der die Mauerreste umgibt. Das ist alles Jahrhunderte her. Die Loire hatte sich damals zu einem reißenden Strom entwickelt und ganze Gebiete überschwemmt. Auch einen kleinen Friedhof und die Mauern eines Schlosses. Da müssen sich sogar Berge verschoben haben.«

»Bitte, werden Sie konkret, Abbé. Wer hat dort gelebt?«

»Ein sehr bekannter Mann hier im südlichen Frankreich. Er hat ungemein viel Einfluss und Macht. Man sagte ihm nach, dass er sowohl mit Gott als auch mit dem Teufel im Bunde stehen würde. Die Geschichtsbücher haben ihn zum größten Teil vergessen. Aber in den neueren Forschungen tauchte der Name immer öfter auf. Er hatte doch mehr Wissen und Macht, als man noch vor Jahren annahm. Ich bin sicher, dass Sie, Monsieur, den Namen schon einmal gehört haben.«

»Bitte, reden Sie.«

Der Abbé sah mich an. Ich spürte die Spannung und hatte plötzlich das Gefühl, etwas sehr Wichtiges zu erfahren. »Sein Name ist Hector de Valois!«

Das genau war es!
Die Spur in die Vergangenheit. In eine rätselhafte Zeit des Mittelalters, wo die Kreuzritter und Templer gelebt hatten und ein Mann namens Hector de Valois wie ein Komet aus den Tiefen einer Schlucht in den Himmel gestiegen war.
Hector de Valois, der Templer!
Einer der Mächtigen, der Mann, den ich verzweifelt suchte, der mir Aufschlüsse über den Dunklen Gral, Aibon, die Stadt Jerusalem und mein Kreuz geben sollte.
Ein Mensch, der Zusammenhänge gekannt hatte und dessen Spur sich immer wieder im Dunkel der Geschichte verloren hatte. Mein Hals war trocken geworden, und ich dachte daran, dass der Name dieses Menschen zu einem Stein des Schicksals auf dem Weg meines Lebens geworden war.
Hector de Valois! Ich hatte ihn schon gesehen, als ich Diablita und ihre Mörder-Gnome kennen lernte, aber es war mir damals nicht gelungen, mich näher mit ihm zu beschäftigen. Nie hätte ich gedacht, hier seine Spur wiederzufinden, aber ich sah keinen Grund, dem Abbé zu misstrauen. Nur brannten mir die Fragen förmlich auf der Zunge, und ich fragte den Priester, weshalb er so interessant für die Werwölfe war.
Der Abbé konnte oder wollte nicht antworten. Stattdessen blickte er mich scharf an. »Sie kennen ihn?«
»Ja, und wie.« Ich hob die Schultern. »Er ist wie ein Phantom in meinem Leben aufgetaucht. Ich habe das Gefühl, als würde sich alles um ihn drehen. Meine stärkste Waffe, das Kreuz, muss einmal mit ihm in einem unmittelbaren Zusammenhang gestanden haben.«
»Welches Kreuz?«
Ich brachte dem Priester vor mir Vertrauen entgegen. Als ich meinen silbernen Talisman hervorholte und ihn dem Abbé zeigte, wurden dessen Augen groß.
»Gott!« flüsterte er. »Das, das ist es!«
»Kennen Sie das Kreuz?«
Er nickte heftig. »Ja, ja, ich kenne es. Ich habe es schoneinmal gesehen. Aber natürlich nicht bei Ihnen, sondern bei Hector de Valois. Vielmehr in dessen Aufzeichnungen, die sich in unserem Kloster befinden. Wir haben etwas gefunden. Leider ist es verbrannt. Wieso, das weiß ich nicht, aber es muss das Kreuz sein.« Er war völlig durcheinander. »Sagen Sie mir bitte, wie Sie daran gekommen sind!«
»Ich bin sein Erbe. Man nennt mich den Sohn des Lichts.« Mit dem Zeigefinger der Linken deutete ich auf den Talisman. »Dieses Kreuz ist uralt. Der Prophet Hesekiel hat es in der babylonischen Gefangenschaft hergestellt. Von dort aus ist es seinen langen Weg durch die Zeiten gegangen und muss verschiedene Besitzer gehabt

haben. Ich rechne damit, dass auch Hector de Valois dazu gezählt hat.«

»Ja, das stimmt!« Der Abbé schaute gegen den dunklen Himmel.

»Welches Schicksal mag uns zusammengeführt haben? Und das ausgerechnet zu diesem Zeitpunkt?«

»Weil die Zeit einfach reif ist«, erwiderte ich. »Finstere Mächte versuchen, Einfluss zu gewinnen. Sie haben zum großen Schlag an allen Fronten ausgeholt, und ich stelle mich ihnen. Wir sind nur wenige Freunde, die Bescheid wissen, aber wir versuchen alles.«

Das Nicken des Abbés unterbrach mich. »Das befürchte ich auch. Ähnliche Anzeichen habe auch ich erfahren. Alte Flüche leben auf, die Werwölfe sind unterwegs.«

»Und weshalb wollen Sie zu der Ruine?«

Erstaunt blickte mich der Priester an. »Das wissen Sie nicht?« fragte er.

»Nein!«

»Dort ist er doch begraben worden. Dort liegt Hector de Valois!«

***

Wenn das so weiterging, erlitt ich noch einen Herzschlag. Eine Überraschung jagte die andere. Was ich in den letzten Minuten erfahren hatte, war mehr gewesen als in den langen Wochen zuvor.

»Sagen Sie das noch mal!« flüsterte ich.

»Dort liegt Hector de Valois begraben.«

»Das gibt es doch nicht!« Ich stöhnte auf und ging einen Schritt zurück.

Der Priester sprach weiter. »Dieses Grab ist tatsächlich die Spur in die Vergangenheit, glauben Sie mir. Ob er damals das Schicksal hat beeinflussen können, ist mir nicht bekannt, aber das Grab ist nicht immer zu sehen, das wissen Sie. Nur wenn die Loire wenig Wasser führt, ansonsten ist es verschwunden.«

»Wie lange ist es offen?«

»Vielleicht bis morgen. Es braucht nur einmal kräftig zu regnen, schon sieht alles anders aus. Wenn wir dem Grab einen Besuch abstatten wollen, müssen wir uns beeilen, Monsieur Sinclair. Wir müssen sehr schnell sein.«

»Ja, in dieser Nacht noch.«

»Eben.«

»Und wie kommen wir dorthin?«

Der Abbé schaute mich starr an. »Monsieur Sinclair, ich weiß, dass Sie ein besonderer Mann sind. Ich kenne Sie natürlich nicht genau, aber ich spüre es. Deshalb möchte ich Sie auf die Gefahren hinweisen, die uns unter Umständen erwarten werden.«

»Das kann ich mir alles vorstellen. Aber die Person des Hector de

Valois ist auch eng mit meinem Leben oder meinem Schicksal verknüpft. Verstehen Sie jetzt, dass ich nicht anders kann? Ich habe mein Leben dem Kampf gegen die Mächte der Finsternis verschrieben. Ich bin quasi auserwählt worden, wenn Sie so wollen, und ich kann einfach nicht kneifen, so groß sich die Probleme auch auftürmen.«

Der Abbé dachte über meine Worte nach und nickte schließlich.

»Ja, das sehe ich ebenfalls so. Sie haben Recht, und den Beweis dafür tragen Sie bei sich. Das Kreuz!«

»Eben.«

Er reichte mir die Hand. »Schließen wir einen Pakt. Ich kenne mich hier aus und werde Sie begleiten. Gemeinsam untersuchen wir das Grab dieses Mannes, falls wir es finden. Die Spur in die Vergangenheit darf nicht erkalten.«

»Sie sprechen mir aus dem Herzen.«

»Dann kommen Sie.«

»Moment noch.« Ich war wie vor den Kopf geschlagen und musste meine Gedanken erst sammeln. »Ich bin mit dem Wagen des toten Reporters hier in den Ort gekommen. Können wir ihn benutzen?«

»Können ja, aber wir kämen nicht an das Grab heran. Das Ufergelände am Fluss ist sehr dicht, manchmal auch dschungelartig bewachsen. Sie werden das vielleicht gesehen haben, deshalb schlage ich vor, dass wir vom Wasser aus die Insel erreichen.«

»Sie haben ein Boot?«

»Ja.« Er lächelte. »Wir werden uns eines ausleihen. Das geht schon in Ordnung.«

»Wenn Sie das sagen, Abbé.«

Er lächelte zuversichtlich und ging los. Ich folgte ihm langsamer.

In meinem Kopf drehte sich alles. Himmel, da war ich hergekommen, um Werwölfe zu jagen, und traf plötzlich auf Hector de Valois.

War es wirklich ein Zufall?

Nein, ich hatte es mir abgewöhnt, daran zu glauben. Für mich stellte sich das Leben als ein gewaltiger Kreislauf von verschiedenartigen Teilen dar, die beim ersten Hinsehen nichts miteinander zu tun hatten, sich irgendwann jedoch alle trafen, damit sich der Kreislauf schließen konnte.

Mit zwei raschen Schritten hatte ich den Abbé eingeholt und stellte ihm die nächste Frage. »Können Sie sich vorstellen, was die Werwölfe am Grab des Verstorbenen wollen?«

»Da kann ich nur raten. Wahrscheinlich erhofft sich Manon gewisse Informationen. Auch die Mächte des Bösen streben nach Vollendung. Hector de Valois war ein Mensch, der sich auskannte. Er gehörte damals zu den Genies. War Alchimist, war Templer, Höllenforscher und was weiß ich nicht alles. Möglicherweise ist in seinem Grab etwas verborgen, das auch für die Werwölfe von großer Wichtigkeit sein

kann.«
»Dann ist es noch verschlossen?«
»Natürlich.«
Ich nickte entschlossen. »Okay, Abbé Bloch, es wird Zeit, dass wir es öffnen!«

***

Lupina!
Keiner der drei Männer sprach den Namen aus, doch jeder von ihnen wusste, dass es allein ihr gefährlicher Schatten war, der sich dort auf dem Boden abzeichnete und auch Nadine, die Wölfin, in seinen Bann hielt.
Der Schatten hatte die Männer völlig verwirrt. Vielleicht dachte jeder das Gleiche, nur traute sich keiner, seine Gedanken auszusprechen.
Er stand dort wie ein Mahnmal, wie ein nicht fassbarer Grabstein für eine tote Wölfin.
Die drei kamen sich vor wie auf einer Bühne. Sir James zwischen und gleichzeitig hinter Suko und Bill an seinem Schreibtisch. Er hatte die Hände aufgestützt, sein Blick war auf den Körper und den Schatten gerichtet, und er war es auch, der als Erster die Sprache wiederfand.
»Dass es Lupina ist, wissen wir, aber wie kommt ihr Schatten in mein Büro?«
Bill drehte den Kopf. »Da bin ich überfragt, Sir.«
Suko fügte ebenfalls etwas hinzu. »Wenn wir da eine konkrete Antwort haben wollen, müssten wir Nadine fragen.«
»Das ist doch lächerlich. Sie kann nicht sprechen und…«
»Sir, schon einmal hat sie uns Informationen übermittelt, wenn ich darauf hinweisen darf. Nicht als Wölfin, sondern als Nadine Berger. Es ist ihr damals gelungen, durch welche Kraft auch immer, Seele und Körper voneinander zu trennen. Bill müsste es besonders gut wissen. Er hat sich damals in der Urzeit befunden.«
»Und Sie glauben, dass jetzt das Gleiche passiert?«
»Ich hoffe es zumindest.«
»Die Verhältnisse hier sind andere. Nadine wird vom Geist dieser Lupina beherrscht. Sie kann es nicht zulassen, dass sich Körper und Seele wieder trennen. Da muss einfach ein anderes Ereignis eintreten als dieses hier. Tut mir Leid.«
Da Sir James in seiner Meinung ziemlich festgefahren war, hielten die beiden anderen den Mund.
Bill Conolly wollte nicht nur stehen und starren, er fühlte sich gezwungen, etwas zu unternehmen, denn Lupinas Schatten war nicht umsonst entstanden.
So ging er vor.
Dabei bückte er sich und streckte einen Arm aus. Wenn seine Hand

das Fell berührte, kam sie auch mit dem Schatten in Verbindung. Es war also nicht ungefährlich, aber Bill musste einfach Klarheit haben.

Seine Hand berührte das Fell.

Nichts geschah.

Er wurde mutiger, streichelte die Wölfin, wühlte das Fell auf, spürte die Wärme der Haut und zuckte plötzlich zurück, wobei er sich noch umdrehte.

»Was ist los?«

»Suko, sie hat sich bewegt!« hauchte der Reporter.

»Tatsächlich?«

»Ja, ich habe…«

Bill verstummte, auch die anderen beiden stellten keine Fragen mehr, denn in den folgenden Sekunden erlebten sie einen Vorgang, der nur mit dem Begriff *konzentrierte Magie* umschrieben werden konnte.

In dem dunklen Schatten bildete sich ein zweiter, der wesentlich heller war und die Formen einer Frau, die alle Versammelten vom Ansehen her kannten, annahm.

Nadine Berger!

***

Der Abbé und ich hatten den Fluss erreicht und eine freie Stelle gefunden, wo wir dicht an das Wasser herangehen konnten. Der Platz war vom dichten Ufergestrüpp befreit worden und wurde als Bootsliegeplatz genutzt. Es waren normale Kähne, die hier lagen, man mussterudern, um den Fluss zu überqueren. Der Abbé blickte über das Wasser. »Wir haben sehr großes Glück«, sagte er.

»Wie meinen Sie das?«

»Sehen Sie sich die Strömung an. Sie wird uns gegen die Insel treiben.«

»Dann brauchen wir nicht zu rudern?«

»Wahrscheinlich nicht.«

»Und welches Boot nehmen Sie?«

»Die Auswahl ist nicht groß. Irgendwie sind alle gleich. Was schlagen Sie vor?«

Ich deutete auf einen heller gestrichenen Ruderkahn, der mir noch am vertrauenerweckendsten aussah. Auf den Planken sah ich einen feuchten Fleck. Dort war das letzte Regenwasser verdunstet.

»Ja«, meinte der Abbé, »damit bin ich einverstanden.«

Es waren drei Ruder vorhanden. Eines diente als Ersatz. Auch das gefiel mir. Ich hatte mich schon gebückt und drückte den Kahn in das Wasser. Mit dem Kiel schabte er über Kiesel und Sand. In der Tat führte der Fluss sehr wenig Wasser, denn die langen Streifen, die wie Finger in die Strommitte hineinzeigten, waren bei normalem Wasserstand nicht zu sehen. Nasse Füße holte ich mir trotzdem, und

dem Abbé erging es ebenso.

Schließlich, als wir das Ende eines dieser fingerartigen Streifen erreicht hatten, enterten wir den Kahn und griffen zu den Rudern.

Wir brauchten unser Boot nur ein wenig zu drehen, um in die Strömung zu gelangen, die uns dem neuen Ziel entgegentrieb.

»Wissen Sie eigentlich genau, wo sich das Grab befindet?« fragte ich den Abbé.

»Die Insel ist nicht sehr groß.«

Dieser Antwort entnahm ich, dass er auch nicht genau Bescheid wusste.

Wir hatten die Ruder nicht eingezogen, hielten sie nur fest und ließen die Blätter eingetaucht. Zur Mitte hin wurden wirabgetrieben, was nicht weiter tragisch war, wie mir der Priester sagte.

Schiffsverkehr herrschte nicht mehr. Ruhig wälzte sich der Strom durch sein Bett.

Über uns befand sich der weite Nachthimmel. Der Mond begleitete unsere Reise wie ein stummer Beobachter. Als schwachgelbes Auge stand er am Himmel und wirkte wie mit einem Zirkel aus der Finsternis herausgeschnitten.

Mein Begleiter zog sein Ruder ein und richtete sich auf. Er blieb allerdings knien, um einen besseren Blick zu haben. »Noch können wir uns so treiben lassen«, sagte er.

»Wie weit ist es weg?«

»Wir müssen jedenfalls am Schloss der Medoques vorbei.«

Das würde noch eine Weile dauern. Ich berichtete dem Abbé, wie Gerald Gress ums Leben gekommen war und dass ihm der Herold keine Chance gelassen hatte.

»So sind sie immer, die Teuflischen«, sagte der Priester. Er ballte eine Hand zur Faust.

»Bekämpfen Sie die Wesen?«

»Ich versuche es.« Er drehte den Kopf. Seine Augen glänzten. Der feste Wille war darin zu lesen. »Leider finde ich nicht überall Gehör. Selbst bei meinen eigenen Brüdern nicht, die mich für einen zu konservativen und reaktionären Priester halten. Sie lassen die Finger von den alten Dingen, aber ich versuche, ein wenig Ordnung zu schaffen. Das Böse hat es gegeben, das Böse wird es immer geben, nur müssen wir versuchen, es auch einzukreisen.«

»Stimmt.«

»Elf Werwölfe und ihre Anführerin«, murmelte er. »Wie wollen wir sie bekämpfen?«

Ich hob die Schultern. »Erstens durch mein Kreuz, dann besitze ich eine mit geweihten Silberkugeln geladene Pistole, außerdem noch einen Silberdolch. Das könnte reichen.«

»Finde ich auch.«

»Und welche Waffen haben Sie?«

»Geweihtes Wasser, ebenfalls ein Kreuz und einen silbernen Pflock. Ich habe ihn selbst hergestellt und auch geweiht. Damit müssten wir es schaffen.«

»Falls sie uns über den Weg laufen.«

»Das werden sie, verlassen Sie sich darauf.«

»Bisher habe ich sie nicht gesehen.« Das stimmte. Immer wieder hatte ich das nähere linke Ufer abgesucht, dort aber nichts entdeckt.

Wenn die Werwölfe tatsächlich das gleiche Ziel hatten wie wir, mussten sie es sehr geschickt angefangen haben.

Wahrscheinlich hatten sie die Insel längst erreicht. Es war vom Schloss aus nicht sehr weit.

Darüber sprach ich mit dem Abbé. Er nickte. »Sicher, wir müssen damit rechnen.«

»Ist sie so groß, dass sich zwölf Bestien mit ihren Pferden dort verbergen können?«

»Ja, möglicherweise. Man kann nie wissen, wie viel das Wasser von ihr freigegeben hat.«

Ich hatte noch eine Frage. »Wie sind Sie eigentlich nach Medoque gekommen, Abbé? War es ein Zufall?«

»Das nicht. Ich habe in alten Büchern gelesen und die Spur gefunden.«

»Und mich hat man gerufen.«

»Es ist gut, dass wir uns getroffen haben. Allein hätte jeder seine Probleme gehabt.«

»Das können Sie laut sagen.«

Und weiter trieben wir über den düsteren Strom. Manchmal glitten Blätter oder Gestrüpp an uns vorbei, das von der Strömung schneller als unser Kahn befördert wurde.

Meiner Berechnung nach hatten wir den Schlosskomplex bereits passiert, und der Abbé sprach mich darauf an.

»Sie brauchen nur noch ungefähr zehn Minuten zu warten. Bei Tageslicht würden wir die Insel schon sehen.«

So entdeckten wir sie als Schatten. Sie kam mir vor wie ein Wall, der mitten auf dem Wasser stand. Dicht bewachsen und mit einem fast undurchdringlichen Unterholz an ihren Rändern versehen.

Jetzt ruderten wir wieder. Gegen Wirbel mussten wir ankämpfen und brachten unser Boot zu dem dünnen Streifen Wasser, der sich zwischen der Insel und dem Ufer befand.

Die Straße konnte ich nicht mehr sehen. Dafür fiel mir auf, dass die Berge sehr nahe an den Fluss herangerückt waren. Dunkle, unheimlich wirkende Klötze mit diesmal steilen Hängen.

Keine Spur von den Wölfen. Auch ihre Reittiere sahen wir nicht.

Vielleicht hatten wir sogar Glück und konnten die Insel als Erste

betreten.

Ich blickte auf meine Uhr. Mitternacht war schon vorbei. Die Geisterstunde war angebrochen.

Auch wenn ich das Ruderblatt sehr flach eintauchte, spürte ich das Kratzen, als es über den steinigen Grund glitt. Das gleiche Phänomen erlebte der Abbé an seiner Seite, und wenig später trieb uns die Strömung mit dem Bug zuerst auf eine Sandbank.

Ich kniete mich hin. »Bleiben wir hier?«

»Ja.«

Nach der Antwort verließ ich das Boot. Ich sprang auf die Sandbank und sank ein wenig ein. Auch der Priester hatte das Boot verlassen. Gemeinsam zogen wir es aufs Trockene und drehten uns zur Insel hin.

Schweigend lag sie vor uns. Von der Ruine war nichts zu erkennen. Sie musste hinter dem dichten Gestrüpp verborgen sein. Ich wunderte mich sowieso darüber, dass noch Bäume oder Buschwerk wuchsen, wo die Insel doch zumeist unter Wasser lag.

»Das ist ein Phänomen«, erwiderte der Priester, als ich ihn darauf ansprach. »Aber wer weiß schon, welche Kräfte auf dieser Insel regieren. Ich nicht.«

Das mussten wir herausfinden. Mich hatte die Spur in die Vergangenheit regelrecht heiß gemacht. Wenn ich Hectors Grab tatsächlich fand, konnte ich sicherlich Aufschlüsse über das Leben der Templer erhalten.

Um zur Insel zu gelangen, mussten wir durch das Wasser.

Es reichte mir bis zu den Knien. Ich hatte die Führung übernommen, betrat das Eiland auch als Erster und glaubte, mich auf einer Dschungelinsel in Brasilien zu befinden.

»Eine Machete müsste man haben!« flüsterte ich und zeigte auf das Dickicht.

»Versuchen wir es so.«

Ich hielt mich an zwei Ästen fest und zog mich hoch. Gleichzeitig gab ich mir Schwung, brach in das Buschwerk ein und hörte es unter mir knacken, als es von meinem Gewicht zerdrückt wurde. So aber hatte ich mir wenigstens einen Weg schaffen können. Der Abbé folgte mir. Ich hatte mich gedreht, reichte ihm die Hand und zog ihn hoch.

Beide standen wir nebeneinander, umgeben von einem Wirrwarr an Zweigen und Gras. Hohe Bäume wuchsen hier nicht, uns reichte aber das Übrige schon.

Dann hörten wir ein Geräusch, das uns beide zusammenzucken ließ. Es war ein dumpfes Trommeln, wie ein Gewitter, das irgendwo in der Ferne grummelte, aber nicht näher kam.

»Wissen Sie Bescheid?« fragte der Abbé.

»Ja, das sind Pferde.«

»Genau.«

Ich schaute zum Ufer hin, aber ich sah sie nicht. Der Wald und die Dunkelheit verbargen sie. So konnten wir nur lauschen, wie das Trommeln immer leiser wurde und schließlich völlig verstummte.

»Jetzt möchte ich gern wissen, ob die Werwölfe in den Sätteln gesessen haben oder nicht«, murmelte der Pfarrer und knetete sein Kinn.

»Das werden wir bald erfahren.«

Der Abbé nickte. »Bon, durchsuchen wir die Insel. Ich will endlich das Grab sehen.«

»Fragen Sie mich mal.«

Wir schlugen uns in die Büsche, und dies im wahrsten Sinne des Wortes. Es war nicht einfach, durchzukommen. In den folgenden Minuten vergaß ich die Werwölfe, da ich mich auf meine Arbeit konzentrieren musste. Es wurde tatsächlichbesser. Nachdem wir den ersten dichten Ufergürtel hinter uns gelassen hatten, war das Gelände sogar ziemlich frei. Zwar wuchsen nach wie vor Büsche wie kleine Hindernisse, auch Krüppelbäume streiften mit ihren Ästen unsere Haare, sodass wir uns des Öfteren ducken mussten.

Der Boden war sehr weich, Spuren entdeckten wir keine.

Die Insel schien so jungfräulich geblieben zu sein, wie sie es bei ihrer Entstehung gewesen war.

»Und die Ruinen?« fragte ich.

Der Abbé lächelte. »Sie sind sehr ungeduldig.«

»Das ist mein Problem.«

»Ich war noch nie hier, aber wir werden sie finden, darauf können Sie sich verlassen. Und dann haben wir auch das Grab.«

»Hoffentlich.«

Es war schon eine gewaltige Sache für mich, so dicht an einem entscheidenden Punkt zu stehen. Ich gehöre zu den Menschen, die immer versuchen, mit der Umgebung ins Reine zu kommen. Sei es ein Zimmer, ein Wald oder eine Insel wie hier, immer herrschte eine etwas andere Atmosphäre. So auch hier.

Die Luft war zwar klar, aber sie roch muffig, als läge ein Schleier der Feuchtigkeit über dem Eiland. Vom Wasser her trieb ein fauliger Geruch an unsere Nasen, der Ähnlichkeit mit dem Gestank eines alten schottischen Hochmoores aufwies.

Alles war nass, klamm, und über dem Boden lagen dünne Dunstschleier, die sich in den Morgenstunden sicherlich zu Nebelwolken verdichten würden.

Meine Lampe ließ ich stecken. Auch den kleinsten Lichtpunkt sieht man in der Dunkelheit über große Entfernungen. Sollten sich die Werwölfe auf der Insel verborgen halten und uns bisher noch nicht gesehen haben, wollte ich sie nicht unbedingt auf mich aufmerksam machen.

Da wir davon ausgingen, dass sich die Ruine auf der Inselmitte befand, orientierten wir uns in diese Richtung. Undtatsächlich wurde das Gelände freier. Ich hatte allmählich das Gefühl, am Rande einer größeren Lichtung zu stehen.

Der Abbé stolperte als Erster. Er fluchte leise, als er auf das rechte Knie fiel. Dann rappelte er sich wieder auf und rieb sein Bein. »Da, sehen Sie!« sagte er. »Der Stein!«

Es war eine Platte aus dunklem Stein. Sie ragte knöchelhoch aus dem weichen Boden. Als ich meinen Blick senkte, erkannte ich, dass es sich um einen alten Grabstein handeln musste.

»Und damit haben wir den Friedhof erreicht«, flüsterte ich.

Der Priester nickte. »So sieht es aus. Es gibt mir Hoffnung. Es ist alles so, wie ich es in den Unterlagen gefunden habe. Der Friedhof auf der Insel.«

»Wer liegt hier begraben?«

Er hob die Schultern. »Möglicherweise sind es Hectors Verbündete.«

»Die Templer«, murmelte ich.

Der Abbé hatte meine Worte vernommen. »Was haben Sie da gesagt? Templer?«

»Ja.«

»Hat de Valois zu ihnen gehört?«

»Sicher.«

»Dann ist mir vieles klar.«

»Wieso?«

Er lächelte. »Wie Sie wissen, Monsieur, waren die Templer etwas Besonderes. Vor allen Dingen stellten sie eine Macht dar, die der damaligen Amtskirche nicht gefiel. Deshalb wurden sie ausgeschlossen und gingen ihrem eigenen Glauben nach.«

»Wobei Hector de Valois ihr Anführer war, wie ich inzwischen erfahren habe.«

Der Priester bekam eine Gänsehaut. Ich sah es, weil er nahe an mich herangetreten war. »Hoffentlich versündigen wir uns nicht!« hauchte er.

»Wie meinen Sie das?«

»Man darf die Gräber der Templer nicht öffnen.«

»Das habe ich auch nicht vor.«

Der Abbé nickte. »Gut, suchen wir weiter!«

So leise wie möglich bewegten wir uns durch das Gelände. Sehr schnell stellten wir fest, dass wir tatsächlich auf einem Friedhof gelandet waren, denn nicht nur eine Grabplatte mussten wir übersteigen, sondern uns gleich an mehreren Grabsteinen vorbeiwinden, die nicht alle ein kreuzförmiges Aussehen hatten.

Manche sahen aus wie ein großes X. Das Andreaskreuz, auch ein Zeichen der Templer.

Mir lief ein Schauer über den Rücken. Nie hätte ich damit gerechnet, in diesem Fall auf einem längst vergessenen Templer-Friedhof zu landen, aber das Schicksal lenkte mich immer wieder auf neue Pfade.

Die ersten Trümmer entdeckte ich. Wir hatten den alten Friedhof praktisch verlassen, ohne Hectors Grab entdeckt zu haben. Vor einer hüfthohen, brüchigen Mauer blieb ich stehen und wartete, bis der Abbé mich erreicht hatte.

Der Priester nickte. »Das muss ein Teil seiner Burg gewesen sein«, flüsterte er.

»Wer hat sie damals zerstört?«

»Ich weiß es nicht. Jedenfalls hat es ein schreckliches Unglück gegeben, das ist mir bekannt. Doch die Chroniken schweigen sich leider darüber aus.«

Die Brüstung bildete praktisch den äußeren Ring. Um tiefer in das Gelände der ehemaligen Burg einzudringen, überkletterte ich die Mauer und gelangte auf steinige Erde.

Zwar waren die Felsen oder Quader im Laufe der Zeit durch Moos und Pflanzen überwuchert worden, aber ich spürte an dem harten Widerstand die andere Geländeform.

Auch der Abbé war misstrauisch geworden. Seine Augen hatten sich verengt. »Allmählich stoßen wir vor in das Zentrum!« hauchte er.

Viel war nicht zu sehen. Nur geschwärzte und überwachsene Fragmente, die die Jahrhunderte überdauert hatten.

Wir schlichen weiter.

Niemand sprach mehr. Ohne darüber geredet zu haben, hatten wir beide das Gefühl, dicht vor dem Wendepunkt des Falles zu stehen. Die Spur in die Vergangenheit war in greifbare Nähe gerückt.

Auch ich spürte die innere Nervosität. Davon konnte sich niemand freisprechen, auch nicht ein Mann wie ich, der ich zahlreiche Abenteuer hinter mir hatte.

Keines davon war mit dem anderen gleich. Irgendwie gab es immer wieder Varianten, wie auch hier.

Da sich die Bestien nicht gezeigt hatten und sich demnach nicht auf der Insel befanden, holte ich meine dünne Leuchte hervor und schaltete sie ein.

Der Abbé war dagegen. »Ist das nicht gefährlich?«

»Ich will das Grab sehen, und wir müssen das Risiko einfach eingehen.«

»Wie Sie meinen.«

Wir zogen einen Kreis, der dann immer enger wurde. Sogar ein alter Torbogen hatte die Zeit noch überstanden. Durch schritten wir und verließen wieder das ehemalige Burggelände.

»Allmählich verliere ich die Geduld«, sagte der Abbé.

Ich lächelte schief. »Das sollte man nicht.«

»Und wenn alles eine Täuschung gewesen ist?«
»Konzentrieren wir uns auf die Wölfe.«
»Das sagen Sie so einfach.«
Die Erfahrung hatte mich gelehrt, mehr Geduld als andere zeigen.
Und so ging ich auch vor. Noch einmal suchte ich las Gelände hinter dem Torbogen ab und geriet dabei in den Bereich, der bereits von dschungelartigem Pflanzenwuchs überwuchert wurde.
Dicht davor und fast flach auf dem Boden sah ich etwas Dunkles schimmern. Nur für einen winzigen Moment, weil der Lampenschein darüber hinweggehuscht war.
Ich holte ihn zurück und leuchtete genauer.
Dabei ging ich zwei Schritte vor und wusste plötzlich, dass ich Hector de Valois' letzte Ruhestätte gefunden hatte.
Das musste einfach sein Grab sein.
»Abbé Bloch!« rief ich.
Er hörte mich und kam. Als er eine Frage stellen wollte, deutete ich auf die dunkle Platte.
»Ist es das?« fragte ich.
Er starrte hin, seine Stirn legte sich in Falten, dann hob er die Schultern. »Ja, das kann sein.«
Ich fiel auf die Knie, leuchtete die Platte an und maß die Umrisse ab. Sie waren größer als die eines normalen Sarges. Auf der Platte lag noch ein Deckel. Und er war ebenfalls aus Stein. Wahrscheinlich zu schwer für uns beide.
Ich zog meinen Dolch, was den Abbé wunderte. »Was wollen Sie denn damit anstellen?«
»Das Moos abkratzen. Schauen Sie sich das doch mal an. Das ist die Patina der Natur. Bitte, halten Sie die Lampe.«
Er tat mir den Gefallen, und ich begann mit meiner Arbeit. Mit dem Dolch schabte ich über den Stein. Was die Schneide alles abkratzte, setzte sich aus Moos, Flechten und Dreck zusammen. Diese Dinge waren eine zähe, fast gummiartige Verbindung eingegangen.
Wenn tatsächlich das Grab von Hector de Valois vor mir lag, durfte die Entdeckung an diesen banalen Dingen nicht scheitern.
Verbissen machte ich weiter. In das Kratzen der Klinge hinein stieß mein scharfer Atem. Schnell war ich schweißnass, aber ich dachte nicht an Aufgabe.
Ich fühlte Unebenheiten unter der Schicht, als hätte jemand etwas in die Grabplatte hineingeritzt.
Ein Zeichen, Motiv oder Sigill.
Nach einer Viertelstunde war ich so weit. Die Platte lag fast frei vor mir, nur an den Rändern zeigte sich noch eine Schicht, aber das störte mich nicht. Zudem ragte sie etwas aus dem Boden hervor.
Wenn wir sie hochheben wollten, konnten wir mit den Händen auch

unter die Ränder fassen.
»Und?« fragte der Abbé »Geben Sie mir die Lampe.«
»Was ist denn?«
»Machen Sie schon.« Ich war plötzlich aufgeregt, denn ich hatte die Motive auf der Grabplatte erkannt, wollte aber auf Nummer sicher gehen und leuchtete drauf.
An der Oberseite begann ich.
Dort befand sich das erste Motiv. Es war der Kopf eines Mannes, und man hatte ihn als Profil in den Stein geritzt. Dieser Kopf wurde von einem Kranz umgeben, der mich nicht weiter interessierte, denn meine Aufmerksamkeit galt dem Gesicht.
Kannte ich es?
Wahrscheinlich, denn so fremd waren mir die Züge nicht. Ich hatte das Gesicht allerdings nicht so in der Erinnerung, sondern wesentlich jünger, straffer und nicht so eingefallen.
»Das muss er sein!« flüsterte der Priester.
»Meinen Sie Hector de Valois?«
»Genau den.«
Der Gedanke an Widerspruch kam mir nicht. Auch ich war zu der Überzeugung gelangt, den Kopf des Mannes vor mir zu sehen, den ich als Mann in den besten Jahren bei meiner Reise in die Vergangenheit kennen gelernt hatte.
Er war alt geworden, hatte sich stark verändert. Sein genaues Alter aber war mir ebenso unbekannt wie das Sterbedatum des Mannes.
»Dann müssen seine Gebeine unter der Platte liegen!« Der Priester hatte die Worte rau geflüstert. Man merkte, wie sehr der Mann unter Stress stand.
»Ja, vielleicht.«
»Und was ist noch auf der Platte? Leuchten Sie mal weiter, Monsieur Sinclair.«
Das tat ich. Ich hatte es schon geahnt, gesehen und auch gefühlt, aber ich wollte die Bestätigung und leuchtete den Gegenstand auf der Platte an, der sich im unteren Drittel befand.
»Mein Gott, das ist es!« sagte der Priester mit kaum verständlicher Stimme.
Er hatte Recht, das war es auch. Und zwar mein Kreuz!

***

Sie waren wie die Wilde Horde der Germanen durch die finstere Nacht gejagt. Ihre Pferde hatten sie fast bis zur Erschöpfung vorangetrieben, sodass den Tieren der Schaum vor die Mäuler trat und der Wind ihre Mähnen hochstellte.
An der Spitze ritt Manon Medoque. Sie spürte die Kraft einer Großen in sich. Seit der Herold es geschafft hatte, Lupina zu projizieren, war

viel von dem, an das sie glaubte, auf Manon übergegangen. Aus diesem Grunde fühlte sie sich auch so wohl und sicher.

Manchmal lachte sie auf. Dann flog ihr dieses Lachen wie ein schauriger Gruß voraus.

Es war ihre Welt, es war ihre Nacht. Hier würde sie allein gewinnen. Kein anderer sollte ihr mehr in die Quere kommen. Auch nicht dieser Fremde. Er sollte merken, dass er am Ende seines Weges angelangt war. Nicht umsonst hatte sie ihren Leibwächter und den Herold zurückgelassen. Die beiden konnten sich mit ihm beschäftigen.

Die Hänge waren sie hochgeritten, in die Wälder hineingejagt, aber sie hatten keine Menschen überfallen, denn auf Manon Medoque wartete eine große Aufgabe.

Und so hatte sie ihre Horde nach einer Weile wieder zum Fluss hinuntergetrieben, wo die Bestien von den Pferden stiegen und die Tiere wegjagten.

Zurück blieben Manon und elf ihrer Diener.

Diese hatten einen Kreis um ihre Anführerin gebildet und starrten ihr aus gelben Raubtieraugen ins Gesicht. Auch in ihrer menschlichen Gestalt waren sie immer Befehlsempfänger gewesen, jetzt konnten sie nicht anders reagieren.

Manon nickte. Sie wusste, dass sie sich auf die Bestien verlassen konnte, und sie drehte sich um, damit sie über das Wasser zeigen konnte.

Auf einen Fleck inmitten der breiten, aber nicht sehr tiefen Wasserfläche konzentrierte sich die Fingerspitze.

Es war die Insel, ihr Ziel!

Und sie nickte den Werwölfen zu, die das Gleiche taten wie sie.

Sich umdrehten und in das Wasser stiegen.

Einige von ihnen schlugen einen großen Bogen, sodass sie von allen Seiten auf die Insel waten oder zuschwimmen konnten.

Damit nahm das Schicksal seinen Lauf…

***

Es war das Kreuz, es war mein Kreuz, denn ich sah genau die gleichen Zeichen, bis auf eine Kleinigkeit.

Die magischen Bannsprüche in der Mitte des anderen Kreuzes waren da noch vorhanden.

Bei mir jedoch nicht. Da hatte Lilith, die große Hure und Verbündete Luzifers meinen Talisman entzaubert.

Ich hatte den Atem angehalten und spürte wieder die Stiche in meinem Kopf. Für einen Moment war mein Denken völlig ausgeschaltet. Ich schaute nur auf das Kreuz und fragte mich, wie es auf die Oberseite dieser Grabplatte gekommen war.

»Wissen Sie es?«

Der Abbé hatte verstanden. »Nein, es tut mir Leid. Ich kenne mich da nicht so aus. Sie haben doch gesagt, dass Ihr Kreuz eine lange Reise hinter sich gehabt hat.«

»Das stimmt.«

»Dann muss es sich auch mal in Hectors Besitz befunden haben. Wie hätte es sonst auf der Grabplatte abgebildet werden können? Ich sehe da keine andere Möglichkeit.«

Eigentlich hätte ich mich wie ein Mensch fühlen müssen, der eine lange Reise hinter sich hat und endlich am Ziel seiner Wünsche angelangt war. So fühlte ich mich aber nicht. Im Gegenteil, etwas wühlte mich innerlich auf. Ich konnte es nicht genau sagen, aber ich rechnete damit, noch böse Überraschungen zu erleben. Es war einfach der Gedanke daran, dass ich diesen Hector de Valois zu wenig kannte. Er war einer der mächtigsten Templer gewesen, okay, aber was er alles gekonnt hatte, wusste ich nicht.

Die flüsternde Stimme des Abbés hörte ich dicht neben meinem rechten Ohr. »Dieser Mann muss das Kreuz sehr geliebt haben, sonst hätte er es sich nicht auf seinen Sargdeckel einmeißeln lassen.«

Ich hob die Schultern. »Tut mir Leid, aber ich weiß nicht, ob er so gläubig gewesen ist.«

Der Abbé war erstaunt. »Du zweifelst an der gerechten Sache der Templer?«

Mich wunderte sein vertrauter Tonfall, ich sagte aber nichts. »Ja, daran zweifle ich.«

Abbé Bloch lachte leise. »Weshalb bist du dann mit mir gegangen?«

Jetzt brachte er mich durcheinander. »Das verstehe ich nicht. Warum sollte ich nicht mit dir gehen?«

»Weil ich ein Templer bin!«

***

Wäre ich besser in Form gewesen, hätte ich mit der Faust auf die Grabplatte geschlagen. So aber saß ich ganz still da, dachte über die Worte nach und fragte schließlich mit leiser Stimme: »Stimmt das?«

»Ja, ich lüge nicht.«

»Wieso? Was sagt die Kirche dazu?«

»Nichts. Sie weiß es nicht. Es gibt nicht nur mich, John Sinclair, auch andere Ordensleute haben sich zusammengefunden und wollen die alten Zeiten wieder aufleben lassen. Die Templer waren nicht schlecht, sie sind nur schlecht gemacht worden, und das bis in die heutige Zeit. Ich wusste, dass du kommen würdest, ich habe dich praktisch erwartet, denn unsere Verbindungen sind gut. Ich kenne auch dein Kreuz. Wir haben dich lange beobachtet, ohne dass du etwas davon gewusst hast. Aber wir sind da. Du bist uns bisher nicht in die Quere gekommen, jetzt aber müssen wir aufpassen, dass du nicht zu viel

zerstörst, denn auch wir sind noch auf der Suche nach den alten Lehren.«

Ich atmete laut auf. »Rede nicht mehr weiter, sonst platztmir noch der Schädel. Aber ich frage mich, wie du zu mir stehst. Bist du jetzt mein Freund oder mein Feind?«

»Ich bin neutral.«

»Und lässt mich die Arbeit machen.«

»Vielleicht.«

Da musste ich lachen. »Toll, auf der einen Seite die Wölfe, auf der anderen du.«

»Moment, John Sinclair«, sagte er wieder leise und jeden Konsonanten dabei betonend. »Du vergisst eines: Die Werwölfe sind auch meine Feinde. Sie und ich haben nichts miteinander zu tun, aber sie wollen ebenfalls an das Grab heran.«

»Was ist der Grund?«

»Sie müssen alles Weißmagische ausmerzen, das sich in ihrem Bereich befindet. Ich bin sicher, dass sie kommen werden. Bis dahin sollten wir das Grab geöffnet haben.«

Dem war ich nicht abgeneigt, aber ich wollte noch etwas wissen.

»Wenn du so viel weißt und selbst zu den Templern zählst, dann sag mir, was sich hier unter der Platte«, ich klopfte auf sie, »befindet.«

»Das ist eben unser Problem«, erklärte er, »ich weiß es nicht. Wir neuen Templer müssen vieles aus entlegenen Teilen Europas und des Orients zusammentragen. Wir stehen erst am Beginn des Aufbaus. Der Orden muss mächtig werden, aber das kostet Zeit. Vielleicht ist mit dem Fund dieser Grabstätte der Beginn gemacht worden.« Er legte eine kurze Pause ein und kam wieder auf das alte Thema zu sprechen. »Gut und Böse vertragen sich nicht miteinander. Wir brauchen freie Bahn.«

Ich nickte, bevor ich eine Antwort gab. »Du hast eine gewaltige Aufgabe übernommen. Wirst du alles schaffen?«

»Keine Sorge, es ist für vieles.« Er verstummte plötzlich und stand auf.

Auch ich erhob mich. Dabei fiel mein Blick noch einmal auf das Kreuz. Täuschte ich mich, oder verbreitete es tatsächlich einen schwachen Silberglanz? Am Mondlicht konnte es nicht liegen, das hatte einen anderen Farbton.

Der Abbé war einige Schritte zur Seite gegangen und stehen geblieben. Er schüttelte den Kopf. »Etwas stimmt hier nicht«, sagte er.

»Ich habe das Gefühl, als würden wir belauert.«

»Die Wölfe?«

»So muss es sein.« Er duckte sich leicht. »Tun Sie mir einen Gefallen. Löschen Sie das Licht!«

Ich schaltete die Lampe aus. Gebracht hatte die Leuchtkraft nicht

viel. Jetzt aber wurde es wieder stockfinster. Meine Augen mussten sich allmählich daran gewöhnen, und ich konzentrierte mich auch nicht auf eine bestimmte Stelle, sondern ließ den Blick kreisen.

Da sah ich die gelben Augen. Die gelben Augen der Werwölfe.

***

Also hatten sie es doch geschafft, klammheimlich die Insel zu betreten. Obwohl ich meine Waffen bei mir trug, spürte ich ein dumpfes Gefühl in der Magengrube. Eine Faust schien sich dort hineingewühlt zu haben, und ich atmete zunächst nur durch die Nase.

Hatte auch der Abbé sie gesehen?

Falls er nicht blind war, musste er das, und er sprach mich auch darauf an.

»Jetzt wird es sich zeigen, wer stärker ist!« hauchte er und hob einen Arm. »Wollt ihr nicht kommen?« rief er laut in die Finsternis hinein. »Wir haben euch längst gesehen.«

Genau diese Sätze waren das Zeichen. Die Zweige des Buschwerks bewegten sich. Auch hinter den alten Mauern der Schlossruine tauchten sie auf, und eine Person blieb genau dort stehen, wo sich der Bogen befand.

Es war Manon Medoque!

In all ihrer Scheußlichkeit präsentierte sich dieses Weib, das zur Bestie degeneriert war. Sie trug einen langen, dunklen Umhang, aus dem praktisch nur der Werwolfschädel mit dem kurzen, fellbewachsenen Hals ragte. Verlassen konnte sie sich auf ihre elf Diener, die uns umstellt hatten.

Zwei gegen zwölf!

Wie das endete, konnte ich mir ausrechnen.

Manon Medoque hatte nur Augen für mich. Ich spürte den Blick, wie er auf meiner Haut brannte. Und ich fühlte mich plötzlich unwohl. Wahrscheinlich war sie von meiner Anwesenheit überrascht worden, und das wurde mir gleich darauf bestätigt.

»Du bist hier?« sprach sie mich mit ihrer kratzigen Stimme an.

»Wie du siehst.«

»Und die beiden anderen?«

»Deinen Fanfarenbläser habe ich leider vernichten müssen. Er war mir ein wenig zu gierig. Doch Jean lebt. Nur wird es ihm schwer fallen, den Tisch zu bewegen, an den ich ihn gekettet habe. Manchmal läuft eben nicht alles glatt.«

»Das habe ich bemerkt, aber jetzt wird uns niemand mehr aufhalten. Auch ihr nicht.« Sie löste sich vom Fleck und hob beide Arme.

Es war das Zeichen für die übrigen Wölfe, ihre Verstecke zu verlassen.

Sie kamen nicht sehr schnell, eher vorsichtig und abwartend, als

würden sie dem Frieden nicht so recht trauen.

Der Abbé stand neben mir. Als ich ihn ansah, entdeckte ich in seinen Augen keinerlei Resignation. Allein der Wille, nicht aufzugeben und dem Kampf nicht auszuweichen, war vorhanden.

Die Bestien bewegten sich geschmeidig. Im Buschwerk fanden sie Lücken, durch die sie glitten, und ihre Herrin, Manon Medoque, genoss es, von diesem Schutz umgeben zu sein. Leider war es zu dunkel, um Einzelheiten erkennen zu können. Ein Feuer hätte gut getan.

Die Werwölfin bewegte sich in meine Richtung. Ich überlegte, ob ich ihr ausweichen sollte, als mich der Abbé anstieß. »Wir dürfen keine Angst zeigen!« flüsterte er. »Die wollen etwas anderes als uns. Wenigstens zuvor, aber sie werden sich wundern.«

»Du weißt mehr!«

»Nein, John, kaum.«

Über die Rolle des Abbés würde ich noch nachdenken müssen.

Abbé Bloch – welch eine Rolle hatte er in diesem magischen Puzzle?

Manon blieb stehen. Wir musterten uns gegenseitig. Ich sah ihre veränderten Augen, die mich so kalt und grausam anstarrten. Das Gesicht war mit einem dichten Fell bewachsen, dennoch schimmerte an einigen Stellen die hellere Haut durch.

Konnte es sein, dass Manon noch nicht ihre gesamte Menschlichkeit verloren hatte?

Ich sah mir ihre Hände an. Sie waren zu Pranken geworden. Die Nägel wiesen jetzt die dreifache Länge auf. Zur Spitze hin waren sie gebogen. Sie konnten schlimme Wunden schlagen.

Noch hatte ich mich nicht bewegt. Wahrscheinlich wusste Manon nicht, dass ich inzwischen meine Beretta wieder bei mir trug. Ich würde den Teufel tun und mich zuvor verraten, sie war jetzt am Zug, und sie enttäuschte mich nicht.

Dass ihr das Sprechen Mühe bereitete, war zu sehen. Sie öffnete ihr Maul, rang nach Formulierungen und hatte eine merkwürdige Aussprache. Zudem roch ich sie. Der typische Gestank eines Werwolfs ging von ihrem Fell aus.

»Du hast die Insel gefunden, aber es wird dir nichts mehr nützen, weil wir diejenigen sein werden, die das Kommando übernehmen. Uns gehört die Welt. Der alte Familienfluch hat sich erfüllt. Mir obliegt es, die Wölfe zu führen, und ich werde auch das Grab öffnen, das ihr für uns gefunden habt.«

»Warum willst du das tun?« fragte ich sie. »Weshalb lässt du das Grab nicht in Ruhe?«

»Weil nicht zwei Magien nebeneinander bestehen können. Das andere ist unser Feind, und Feinde müssen vernichtet werden. Das weißt du selbst, John Sinclair. Ich spüre die Kraft in mir. Lupina hat

sie mir gegeben. Ich rief die Königin der Wölfe an, sie erhörte mich und stellte sich nicht gegen meinen Wunsch. Sie akzeptierte es, dass ich die Führung übernahm.«

»Weißt du, was sich in diesem Grab befindet?«

»Ein Toter.«

»Möglich.«

»Es ist nicht leer!« fuhr sie mich an. »Sonst wärt ihr nicht gekommen, um…«

Ich wunderte mich darüber, dass sie nicht weitersprach. Plötzlich senkte sie den haarigen Schädel, ein grunzender Laut drang aus ihrem Maul, und sie knirschte mit ihren Reißzähnen.

Etwas musste sie beschäftigen und ablenken. Sie war durcheinander, auch die anderen Wölfe merkten es. Ich hörte ihre »Unterhaltungen«. Mehr fauchende, zischende Laute, manchmal von einem abgehackt klingenden Schrei begleitet.

Was Manon Medoque beschäftigte, wusste ich nicht und fragte deshalb den Abbé.

»Ich habe keine Ahnung!« flüsterte er. »Etwas muss sie stören. Vielleicht dein Kreuz.«

»Kann sein.«

Dann hob Manon den Kopf. Gleichzeitig schnellten ihre Pranken vor, und dann hatte sie mich. Ich spürte die scharfen Krallen auf den Schultern, doch sie verletzten mich nicht. Manon blieb so stehen, als wollte sie mit mir eine enge Tanzhaltung einnehmen.

Ich hatte meine Hand in die Tasche geschoben, wo die Finger das Kreuz fanden. Wenn die Werwölfin durchdrehte, würde ich mich schon zu wehren wissen.

Aber sie blieb vernünftig. Nur eine Frage hatte sie. »Was ist das?« keuchte sie. »Was hast du gemacht?«

»Nichts!«

»Doch!« Sie hob den Kopf an. Ich schaute jetzt direkt in ihre Augen. »Eine fremde Kraft ist da. Eine Seele, ein Geist, der mich stört. Er muss in unsere Verbindung hineingeraten sein.«

»In welche?«

Die Pranken der Wölfin rutschten von meinen Schultern ab. »In die zwischen mir und Lupina. Sie ist auch eine Wölfin, aber anders, sie stemmt sich gegen mich.«

Ich verstand die Welt nicht mehr. Ohne dass ich etwasdazugetan hätte, sackte die Bestie vor mir zusammen. Sie wirkte erschöpft und konnte sich kaum auf den Beinen halten.

Auch mein Begleiter wunderte sich. »Damit habe ich nichts zu tun!« verriet er. »Schade, ich wollte, ich hätte es.«

»Wer ist es?« Ich sprach die Werwölfin direkt an. Wenn sie mich verstand, musste sie auch eine Antwort geben können.

Manon Medoque breitete ihre Arme aus. »Sie, sie kennt dich genau, verdammt! Ja, sie hat sogar deinen Namen erwähnt. Sie ist eine Wölfin, aber fast ein Mensch. Sie ist ein Zwitter und gefährlich. Sie muss uns einfach kennen. Du musst sie kennen. Sie hat sich geteilt. Sie spürte die Magie der anderen, ist hineingeraten. Kennst du sie?«

Nach der letzten Frage hatte Manon den Kopf erhoben. Das Maul stand offen. Geifer rann daraus hervor. Er tropfte klatschend zu Boden und fiel genau zwischen ihre schräggestellten Füße, wo er eine schaumige Lache bildete.

Der Abbé stieß mich an. »Das muss mit dir und deinem Schicksal zusammenhängen«, sagte er. »Wer ist diese andere?«

»Keine Ahnung.«

»Wirklich nicht?«

Die Frage hatte so geklungen, als würde er mir nicht glauben.

Verdammt, ich hatte eine Ahnung, aber ich konnte mir selbst kaum trauen. Es gab noch eine Wölfin, die so reagierte, wie Manon es gesagt hatte.

»Du musst sie kennen. Sie versucht, dich zu retten. Sie hat es gespürt, dass du auf verlorenem Posten stehst, aber sie wird es nicht schaffen!« Auf einmal bäumte sich ihr Körper auf. Sie bog den Rücken durch, riss die Arme hoch und schüttelte den Kopf. »Nein, sie wird es nicht schaffen! Lupina ist stärker. Zurück! Zurück in deinen Körper!«

Da wusste ich Bescheid.

Manon Medoque konnte nur von Nadine Berger gesprochen haben!

***

Also doch – sie war es!

Es war ihr gelungen, das magische Gefängnis zu durchbrechen und sich zweizuteilen.

Wie damals, dachte Bill Conolly. *Genau wie damals in der Urwelt.*

Sollten hier etwa die gleichen Verhältnisse herrschen?

Bills Gedanken wurden unterbrochen, denn er musste sich auf den Körper konzentrieren, der über dem Wolf schwebte. Ein feinstofflicher Körper mit menschlichen Umrissen. Das geisterhafte Abbild der echten Nadine Berger.

Kaum zu fassen.

Aber weshalb war sie aus dem Körper ausgetreten? Es musste einen Grund geben, den weder Sir James, Bill noch Suko kannten.

Dieser Grund musste ungemein stark sein.

Sir James schwitzte. Er hatte Mühe, die Fassung zu bewahren, denn es kam nicht oft vor, dass er so hautnah mit einer starken Magie konfrontiert wurde.

Und ausgerechnet mit einer, die noch nicht erklärbar war, aber Nadine meldete sich.

Plötzlich konnte sie sprechen. Sie formulierte Worte, die den Männern nur als ein Hauch entgegenwehten.

»Ich habe ihre Macht gespürt – und die Gefahr, die von ihr ausging. Sie lebt in einem Zwischenreich, aber man hat sie nicht vernichtet. Sie spinnt die Fäden, sie hat sich wiederum eine Helferin geschaffen.«

»Wen?« fragte Bill ächzend.

»Es ist Manon Medoque, eine Werwölfin mit ihren Dienern. Und sie haben John!«

Das war es also!

Bill wurde blass. Auch Suko ähnelte plötzlich einem Zombie, und Sir James stieß zischend den Atem aus.

»Ist er tot?« fragte Bill schluchzend.

Sie ließ sich Zeit. Noch schwebte sie über ihrem leblosen Wolfskörper und innerhalb des von Lupina geworfenen Schattens. Nadine stand nicht auf der Seite der mächtigen Wölfin, sie kämpfte gegen sie, war aber zu schwach, um Lupina vernichten zu können.

Trotzdem spürte sie sehr deutlich, wenn ihre große Feindin etwas gegen sie oder ihre Freunde unternahm, wie in diesem Fall gegen John Sinclair. Aber sie war nicht stark genug, sosehr sie auch versuchte, den drei Männern etwas mitzuteilen.

Nadine Bergers Gesichtszüge hatten sich nicht verändert. Auch als Geist sah sie noch so hübsch aus wie früher.

Ein paarmal öffnete sie den Mund, um weitere Erklärungen zu geben, bis zu dem Moment, als die Gestalt wieder zusammenfiel.

Das geschah blitzschnell. Keiner der Zuschauer griff ein, sie sahen nur, wie sich der Geistkörper wieder mit dem des Wolfes vereinigte.

Aus zwei Personen war eine geworden.

Für einen Moment schloss Bill die Augen. Als er sie wieder öffnete, hatte Suko seinen Platz gewechselt und sich neben Nadine gekniet, die nicht mehr im Schatten der Wolfskönigin Lupina lag.

Der Inspektor wollte wissen, ob Nadine noch lebte. Sehr genau fühlte er nach.

Sir James und Bill Conolly warteten gespannt. Sie sahen, dass der Chinese nickte. »Ja«, murmelte er. »Ja, ich glaube, wir haben es geschafft. Die ist nicht tot.«

Die Männer waren erleichtert. Bill fühlte sich schwindlig. Er ließ sich in einen der Sessel fallen, blieb dort hocken und schüttelte den Kopf. »Das ist hart!« flüsterte er. »Das ist verdammt hart.« Er holte tief Luft.

Sir James reagierte gelassener. »Und Sie haben sich nicht geirrt, Suko?«

»Nein.«

»Gut, dann können wir ja zur Sache kommen.« Er holte ein Tuch aus der Tasche und wischte sich den Schweiß von der Stirn. »Versuchen wir mal, die Emotionen zur Seite zu schieben. Nadine ist in Lupinas

Magie geraten und hat uns eine Botschaft überbringen wollen.« Er schaute die beiden an. »Sie können sich vorstellen, von wem? Oder haben Sie es sogar gehört?«

Bill war noch nicht fähig, eine Antwort zu formulieren. Er schaute nur Nadine an, die nach wie vor wie tot auf dem Boden lag.

Dafür redete Suko. »Es geht im Prinzip um John.«

»Ja!« bestätigte Sir James. »Er ist nach Frankreich gefahren, um gegen einen Geist zu kämpfen, Mr. Conolly.«

»Sicher, Sir.«

»Da wir nichts von John gehört haben, möchte ich Sie fragen, Bill, ob Sie den genauen Ort kennen, an dem John agiert.«

Der Reporter schüttelte den Kopf. »Den kenne ich leider nicht, verdammt. Irgendwo an der Loire. In einem Schloss, an einem Schloss, im Wald, im Fluss, in einem Dorf – was weiß ich?«

Sir James schüttelte den Kopf. »Ich glaube, wir haben hier einen Fehler gemacht.«

Suko verstand ihn. »Klar, ich hätte mitfahren sollen. John wird keine Gelegenheit gehabt haben, uns zu informieren.«

»Das sehe ich auch so«, erklärte Sir James und sprach weiter. »Ist Ihnen beiden vielleicht etwas aufgefallen, während…«, er stutzte für einen Moment, »Nadine sprach?«

»Wir haben ihre Worte gehört!« meinte Suko.

»Korrekt.« Sir James griff nach einem Lineal und schlug auf seine linke Handfläche. »Wir haben ihre Worte sehr genau gehört, und ich muss sagen, dass mir einiges dabei aufgefallen ist.« Als er die gespannten Blicke der beiden Männer auf sich gerichtet sah, fuhr er fort. »Was Nadine uns berichtete, hörte sich zwar schlimm an, aber sie hat nicht gesagt, dass John tot ist. Ihm geht es sicher schlecht, unter Umständen befindet er sich sogar in Lebensgefahr, aber ich habe das Gefühl, dass er es schaffen kann. Da muss noch etwas anderes gewesen sein, dass Nadine uns hatte erklären wollen, wozu sie aber leider nicht gekommen ist.«

»An was denken Sie dabei?« fragte Bill.

»Das kann ich Ihnen leider nicht sagen. Es ist alles viel zu vage. Ich möchte nur festhalten, dass wir etwas optimistischerin die Zukunft sehen sollten. Von dieser Manon habe ich noch nichts gehört. Wir wissen nur, dass es sich bei ihr nicht um Lupina handelt, und das ist auch schon etwas, finde ich.«

Die anderen beiden begriffen Sir James nicht so recht. Bill sagte dann: »Gut, Sir, Sie denken anders als wir. Aber Lupina ist auch eine Macht. Wenn sie hinter allem steckt…«

»Das wird sich herausstellen.«

»Und was wollen Sie tun?«

»Mr. Conolly!« Sir James wurde jetzt förmlich. »Können wir

überhaupt etwas tun?«

Bill ließ sich nicht mal Zeit mit seiner Antwort. Er schüttelte den Kopf und sagte: »Ich glaube nicht.«

»Eben.«

Suko sah es zuerst. »Da«, sagte er. »Nadine. Sie bewegt sich. Sie ist okay.«

Auch die anderen schauten hin und erkannten tatsächlich, wie die Wölfin mit ihren Pfoten zuckte, den Kopf anhob und versuchte, sich auf die Beine zu stellen.

Sie schaffte es nicht, weil sie zu schwach war.

Bill sprang hin. Er fasste sie unter, drehte den Kopf und schaute in ihre Augen, die einen sehr traurigen Ausdruck angenommen hatten.

»O verflucht!« keuchte der Reporter. »O verflucht, wenn wir doch nur wüssten, was in Frankreich vor sich geht!«

***

Mir brannte die Frage nach Nadine auf der Zunge, aber ich verschluckte die Worte zunächst. Wie Manon aussah, würde sie mir sowieso keine Antwort geben.

Sie stand vor mir, hatte die Arme erhoben, das Fell zitterte, als würde es von einem heftigen Windstoß gekämmt, dann öffnete sie ihr Maul noch weiter, sodass ich den roten Rachen erkennen konnte, wo sich die lange Zunge zwischen den helleren Gebissreihen bewegte.

»Zurück in den Körper. Du kannst den Kreis nicht stören. Du kannst ihn nicht retten!«

Ich hielt nicht mehr länger an mich. »Ist es Nadine?« rief ich laut.

»Verdammt, sag es! Ist es Nadine Berger, die ihren Körper verlassen hat? Ich will eine Antwort!«

Sie kümmerte sich nicht um mich. Dafür legte der Abbé seine Hand auf meine Schulter. »John, reiß dich zusammen! Was ist plötzlich los mit dir? Was hast du?«

Ich ließ mich nicht beirren. »Ist es Nadine Berger? Geriet sie in euren verfluchten Kreislauf?« Ich schwitzte stark, ein Zeichen der Erregung. Mein Herz klopfte schneller, und diesmal war ich es, der die Wölfin nicht in Ruhe ließ.

Meine Waffen nahm ich nicht. Das hätte falsch ausgelegt werden können. Besonders von Manons Helfern. Mit bloßen Händen packte ich zu und riss die Bestie herum.

»Antworte!«

Jetzt hätte sie mich mit einem Biss in meinen deckungslosen Hals töten können, aber sie tat es nicht. Dafür begann sie zu sprechen.

Zusammen mit ihrem scharfen Atem wehten mir die abgehackt formulierten Sätze entgegen.

»Sie hat es versucht. Sie hat Lupinas Magie gespürt. Sie wollte sich

einmischen. Sie kennt dich und sagte deinen Freunden, dass es dir schlecht geht. Aber sie hat es umsonst getan. Nichts ist mehr so, wie es einmal war. Hier habe ich das Sagen, hier habe ich gewonnen. Verstehst du? Nur ich!«

Ja, ich verstand, ließ sie los und ging wieder zurück. Schwindel erfasste mich. Es war etwas viel gewesen, was ich in den letzten Sekunden vernommen hatte.

Als ich nach vorn schaute, sah ich ihre wilden Diener. Sie waren in der Düsternis zu noch dunkleren Schatten geworden, eigentlich nur an ihren gefährlichen Augen zu erkennen.

Aber auch die blieben nicht still. Die Werwölfe tanzten. Ich schüttelte den Kopf, schloss die Augen, öffnete sie wieder, spürte den Druck in meinem Schädel und dachte daran, mich auszuruhen.

Es kam vieles bei mir zusammen. Die Nachwirkungen des Schlages, die letzten überraschenden Ereignisse, da musste man schon verdammt auf der Höhe sein, um das alles verdauen zu können.

»John, du musst einen klaren Kopf bewahren. Es wird alles gut. Ich habe dafür gesorgt!« Die Stimme des Abbés drang irgendwie gefiltert an meine Ohren, und ich drehte den Kopf.

Erst jetzt merkte ich, dass mich der Mann festhielt und mich hart anschaute.

Ich nickte. »Okay!« flüsterte ich. »Du hast ja Recht. Es war wohl zu viel für mich.«

»Versuche jetzt einmal, Erinnerungen auszulöschen. Denke an die Gegenwart.«

»Das versuche ich ja.«

»Und daran, dass die Wölfe das Grab öffnen wollen.«

»Meinetwegen.«

»Aber sie werden eine Überraschung erleben, das kann ich dir versprechen. Für so etwas war Hector de Valois noch immer gut. Auch der Tod ist manchmal nicht endgültig. Das Erbe der im Leben mächtigen Menschen existiert bis in die Zukunft.«

Es waren Worte, über die ich nicht nachdachte, weil mich die Ereignisse ablenkten.

Für Manon Medoque war die Begegnung mit der unsichtbaren Nadine Berger nicht mehr als eine Episode gewesen. Sie musste sich um andere Dinge kümmern.

Sie selbst hatte mir gesagt, dass sie es nicht haben konnte, wenn zwei verschiedenartige Magien nebeneinander existierten. Deshalb musste sie die andere zerstören.

Der Abbé und ich standen dicht zusammen, ihr jedoch auch im Weg. Sie kümmerte sich nicht darum und stieß uns kurzerhand zur Seite, sodass der Weg zum Grab für sie frei war.

Ihr Schreiten war gleichzeitig das Startsignal für die übrigen elf

Wölfe. Bisher hatten sie nur Statistenrollen innegehabt. Das änderte sich schlagartig.

In ihre schweren und plump wirkenden Körper geriet Bewegung.

Von verschiedenen Seiten liefen sie auf ihre Herrin zu, um sie in die Mitte zu nehmen und sie zum Grab zu führen.

Ich wollte ihnen folgen, aber der Abbé hielt mich zurück.

Die Finger seiner rechten Hand umklammerten meinen Oberarm.

»Nein, John, du wirst nicht gehen. Lass sie es tun.«

»Warum? Es ist Hector de Valois' Grab.«

»Ich weiß.«

Wir starrten uns an. Ich hatte meine Augen verengt. Das Gesicht meines Gegenübers blieb glatt. Nichts von seinen innerlichen Gefühlen zeichnete sich dort ab.

Ich gelangte allmählich zu der Überzeugung, dass er mich ein wenig an der Nase herumführte und die Regie übernommen hatte.

»Du bist ein Templer«, sagte ich leise.

»Das stimmt.«

»Und Templer besitzen Wissen.«

»Häufig.«

»Was weißt du?«

Er lächelte. Dabei hob er die Augenbrauen an, sodass sich auf seiner Stirn Falten bildeten. »Viel zu wenig, John. Ich weiß viel zu wenig, glaub mir.«

Mit einer heftigen Bewegung riss ich mich los. »Tut mir Leid, das kann ich dir nicht glauben.«

Abbé Bloch wollte keine Diskussion mehr. Er hatte einen Arm angehoben und deutete auf die Rücken der mächtigen Bestien. Die Werwölfe hatten bereits einen Halbkreis um die Grabstätte gebildet, in der Mitte aber eine Lücke gelassen, sodass wir Manon Medoque erkennen konnten, die bereits vor der Grabstätte kniete und mit sich selbst sprach. Jeder, der sie verstand, hörte den Hass in ihrer Stimme.

»Wer immer du gewesen sein magst, dein verdammtes Kreuz kann mich nicht schrecken, das glaub mir. Ich sehe es, aber es hat keine Kraft. Ich werde es einfach ignorieren und das, was im Sarg liegt, endgültig vernichten. Das schwöre ich!«

Und sie griff zu!

Der Abbé und ich standen sehr günstig, sodass wir jede ihrer Bewegungen verfolgen konnten. Manon hatte den schweren Steindeckel in der Mitte und von beiden Seiten umklammert. Ich wusste, dass Werwölfe immense Kräftebesitzen, aber diese Steinplatte war selbst für eine solche Bestie zu schwer. Die übrigen Wölfe halfen nicht. Erst auf ihr Zeichen hin setzten sie sich in Bewegung.

Fünf von ihnen bückten sich und umklammerten den Steindeckel an verschiedenen Stellen.

Ich kümmerte mich nicht um sie, dafür sah ich den Mann neben mir an.

Der Abbé blieb ruhig. Er stand neben mir wie ein Denkmal. Aber seine Augen bewegten sich, ohne dass er den Kopf drehte. Und die Lippen hatten sich ein wenig verzogen, als wollte er lächeln, sich jedoch nicht trauen, seine Gefühle zu zeigen.

»Du weißt etwas!«

Der Abbé hob die Schultern. »Ich möchte dir trotzdem einen Rat geben, John! Wenn es so weit ist und sie den Deckel angehoben haben, halte dir die Hände vor die Augen.«

»Weshalb?«

»Das wirst du schon merken. Jedenfalls denk an meine Worte und tu dir den Gefallen.«

Allmählich wurde auch ich nervös. Das Grab aus der Vergangenheit musste einen sehr brisanten Inhalt bergen. Womit konnte man rechnen? Mit Staub? Mit irgendwelchen magischen Beigaben oder mit einem Menschen, der nicht gestorben, sondern zu einem uralten Zombie geworden war und jetzt zurückkommen wollte, um Rache zu nehmen?

Es gab zahlreiche Möglichkeiten. Trotz dieser Überlegungen hatte ich das Gefühl, dass die Wahrheit alles andere übertreffen würde.

Ein Rascheln aus der Umgebung ließ mich stutzig werden. Ich wollte mich umdrehen, weil ich plötzlich das Gefühl hatte, belauert zu werden, aber der Abbé merkte etwas von meinem Vorhaben und legte mir eine Hand gegen die Hüfte.

»Lass es lieber sein!«

»Dann sag mir…«

»Nein!«

Es war genau der Zeitpunkt, als die Werwölfe es geschaffthatten.

Die gemeinsame Kraft hatte geholfen, und sie schleuderten förmlich die schwere Steinplatte in die Höhe, um sie hinter sich zu kippen, wo sie mit einem dumpfen Laut zu Boden fiel und liegen blieb.

»Jetzt ist es so weit!« flüsterte der Abbé.

Er behielt Recht. Noch in derselben Sekunde erlebte ich, wozu die Magie der alten Templer-Ritter auch in der Gegenwart noch fähig war…

***

Drei Boote waren es, die von der Strömung mitgenommen wurden.

Die Männer hockten darin und schwiegen. Worte waren überflüssig. Jeder wusste genau, was er zu tun hatte.

Es waren besondere Männer. Sie trugen dunkle Kleidung, aber mit einem Zeichen versehen.

Auf ihrer Brust war ein silberfarbener Kreis mit einem T darin.

Das Zeichen für die Templer.

Und dieses T schimmerte ebenfalls in einem silbrigen Ton. Es war wie ein Fanal, ein Zeichen, ein Beweis für die Kraft dieser Gruppe von Menschen.

Zu rudern brauchten sie kaum. Die Strömung schob die Boote nahe an das Ziel heran.

Düster war der Fluss. Die Wellen glichen dahinfließenden Schatten, die nur manchmal einen hellen Streifen zeigten, wenn sich der Schaum auf ihre Kämme setzte und sie quirlend begleitete. Weder Strudel noch Kreisel konnten die Boote aufhalten, und der Mond schaute wie ein fahles Auge zu.

Die Gesichter der Männer waren angespannt bis konzentriert. Sie alle wussten von der großen Aufgabe, die ihnen Abbé Bloch übertragen hatte. Auf sie kam es an, ob ihre Magie gewann oder eine andere die Oberhand behielt.

Dabei unterschätzten sie die Wölfe keineswegs. Sie wussten sehr genau, wie alt deren Magie war und wie gefährlich die Werwölfe reagieren konnten.

Als die Menschheit noch nicht existierte, da gab es bereits die Wölfe, und dem würden sie Rechnung tragen.

Den von Abbé Bloch ausgeklügelten Zeitplan hatten sie bisher exakt eingehalten. Sie würden fast auf die Minute pünktlich an ihrem Ziel erscheinen, um dort für ihre Sache zu kämpfen.

Sie wollten töten.

Doch es war kein Mord im eigentlichen Sinne. Wer dort vernichtet wurde, der verdiente ein Leben nicht. Er war ein Feind der Menschen, fast jeglicher Kreatur, und sie allein waren in der Lage, dem einen Riegel vorzuschieben.

Das Gewässer wurde flacher. Das erste Boot trieb bereits dem Ufer entgegen. Sie hatten den Kurs ändern müssen, da die Insel relativ nahe am Ufer lag.

Hätte die Loire nicht Niedrigwasser geführt, wäre das alte Grab wohl weiterhin in Vergessenheit geblieben, so aber war die Insel aufgetaucht, und deshalb hatten die Templer reagieren müssen.

Sie gehörten zu den wenigen, die genau wussten, dass sich im Tal der Loire die Magie hatte ausbreiten können. Über die Jahrhunderte hinweg war dies möglich gewesen, überhaupt war Frankreich in der Vergangenheit zu einer Wiege schwarzmagischer Explosionen geworden. Vieles hatte von diesem Land aus seinen Ursprung gehabt und war hinaus in die übrige Welt geschleudert worden.

Der Mann, der sich am Bug des ersten Boots aufhielt, richtete sich auf und hob seinen Arm. Es war ein Zeichen für die Männer in den beiden anderen Booten, den Kurs zu wechseln.

Nur der erste Kahn behielt den alten Kurs bei.

Die übrigen wurden hart gerudert, auch gegen die Strömung gedrückt, sodass sie die Insel von verschiedenen Seiten anlaufen konnten.

So sah es der Plan vor. Hier konnte sich einer auf den anderen verlassen. Nichts würde schief gehen, das hatten sie schon des öfteren bewiesen, denn diese Aktion war nicht die erste ihrer Art gewesen.

Obwohl die einzelnen Passagiere der Boote keinen Sichtkontakt zueinander hatten, wusste jeder von ihnen, was seine Aufgabe war.

Von drei verschiedenen Seiten wurden die Boote so dicht an die Insel herangesteuert, wie es eben möglich war.

Die Männer sprachen nicht.

Was gesagt werden musste, war vor dem Einsatz abgesprochen worden. Ansonsten verständigte man sich durch Zeichen und Gesten. In jedem Boot saß ein Führer. Er ging auch als Erster an Land, bahnte sich einen Weg, und die anderen folgten.

Auf das Zeichen des Führers hin griffen sie unter ihre Kleidung und holten etwas hervor.

Metallene Masken schimmerten plötzlich zwischen ihren Händen.

Passend für jedes Gesicht.

Masken aus geweihtem Silber, mit deren Hilfe sie dem Dämonenspuk den Garaus machen wollten.

Ihre Bewegungen zeigten an, dass sie es gewohnt waren, die Masken aufzusetzen. Alles klappte wie am Schnürchen, sie waren ein perfekt eingespieltes Team, diese zwölf Templer.

Und sie drangen gemeinsam gegen die Mitte der Insel vor…

***

Der Abbé hatte mich gewarnt. Ich wurde deutlich daran erinnert, als die Werwölfe den Deckel zur Seite geschleudert hatten.

Da passierte es.

Vielleicht für die Dauer einer halben Sekunde hielt ich die Augen noch geöffnet. Ich sah die Körper der Werwölfe, wie sie unfreiwillig in die Höhe schnellten, hörte ihr Schreien, bevor sie, von einer gewaltigen Macht getroffen, zur Seite flogen. Dabei hoben sie sogar vom Boden ab und krachten irgendwo in die Büsche hinein, wo sie liegen blieben und laut anfingen zu schreien.

Auch ich hätte schreien können, so sehr schmerzte dieplötzliche Blendung. Nicht allein meine Augen wurden von dem strahlend hellen Licht erwischt, ich hatte das Gefühl, als hätte jemand meinen Schädel mit zahlreichen Pfeilen durchbohrt. Dicht neben meinem linken Ohr vernahm ich eine Männerstimme.

»John, ich habe es dir gesagt. Du kannst dieser Kraft nichts entgegensetzen. Sie ist so gewaltig. Sie wird dich blenden!«

Ich tat nichts. Geduckt stand ich da, mit den Händen vor den Augen,

während der Abbé neben mir reagierte, mich anfasste und zu Boden schleuderte.

Er machte es sogar ziemlich hart, denn er drückte mein Gesicht ins feuchte Gras, sodass ich tatsächlich nichts mehr mitbekam.

Aber ich konnte hören.

Es waren furchtbare Laute, die über die kleine Insel hallten. Ein schreckliches Heulen, ein wildes Schreien, gepeinigt, schmerzerfüllt, denn es musste die Bestien erwischt haben.

Sie trampelten über den Boden, ich spürte die Vibrationen, und das heftige Schreien wurde zu einer furchtbaren Qual, die diese Kreaturen durchlitten.

Dazwischen lachte und sprach der Abbé. »Sie wollten die Magie der Templer herausfordern und haben die Hölle gefunden.«

Es gefiel mir überhaupt nicht, dass der Vorgang ohne meine direkte Einwirkung ablief, aber ich konnte nichts dagegen unternehmen, lag einfach da und presste mein Gesicht auf den Boden.

Es war grauenvoll.

Die Zeit wurde bedeutungslos. Ob Minuten oder nur Sekunden vergangen waren, wusste ich nicht, aber der Abbé sprach mich irgendwann an und bedeutete mir, aufzustehen.

»Es ist alles vorbei!« fügte er noch hinzu.

Dennoch blieb ich vorsichtig. Nur sehr behutsam drückte ich mich in die Höhe, kam auf die Knie, hielt nach wie vor meine Hände gegen das Gesicht gepresst, bis sie der Abbé ergriff und nach unten drückte.

Weil ich kniete, musste er gebückt vor mir stehen. »Wir haben es geschafft, John.«

»Sind sie tot?«

»Nein, das nicht.« Er lachte leise, aber ich kümmerte mich nicht mehr um ihn, sondern um mich selbst, da ich herausfinden wollte, ob ich tatsächlich keinen Schaden zurückbehalten hatte.

Ein paarmal blinzelte ich, schaute zu Boden, sah nur Schatten, hob den Kopf an und drehte ihn, um die Büsche oder kleinen Bäume sehen zu können, die am Rand der Lichtung wuchsen. Und ich hörte die Frage des Abbés.

»Geht es wieder?«

»Ich weiß nicht.«

Der Abbé griff nach meiner Schulter. Ich spürte den Zug und wusste, was er wollte. Mit seiner Unterstützung ließ ich mich auf die Beine ziehen, kämpfte erfolgreich gegen einen ersten Schwindel an und atmete auf, als ich feststellte, dass meine Augen unverletzt waren.

Ja, ich konnte sehen.

Und ich blickte auf ein Chaos.

Die elf Werwölfe hatten nicht so reagiert wie ich. Sie waren von der aus dem Grab dringenden Magie voll erwischt, aber nicht getötet

worden. Die meisten von ihnen hatte es zu Boden oder zwischen die Büsche geschleudert.

Dort knieten oder lagen sie, heulend, jammernd, mit sich selbst nicht im Reinen.

Nur wenige Schritte entfernt lag eine Bestie auf dem Rücken. Sie richtete sich jetzt auf. Da ich direkt auf sie blickte, konnte ich in ihr Gesicht starren.

Es hatte sich verändert.

Zwar stach nach wie vor die aufgerissene Schnauze aus dem dichten Fell, aber die Augen darüber waren nicht mehr die, die ich in Erinnerung hatte.

In den Schlitzen leuchtete kein kaltes, raubtierhaftes Gelb mehr.

Sie waren stattdessen von einer grauen, stumpf wirkenden Schicht oder Masse bedeckt.

Keine Pupille mehr, keine Iris, nur diese Masse, und ich hörte die Erklärung des Abbés.

»Die Magie hat sie geblendet. Sie sind von ihr überrascht worden. Du hast noch rechtzeitig genug reagiert. Sie nicht. Es ist der heilige Fluch, der über Hector de Valois Grab lag.«

»Du wusstest von ihm?«

»Ja.«

»Weshalb hast du mich nicht eingeweiht?«

»Zwar kämpfst du gegen die Mächte der Finsternis, John Sinclair, aber du bleibst für uns Templer trotzdem ein Fremder. Vielleicht können wir einmal Freunde werden, wenn wir mehr über dich wissen. So aber möchte ich dich als einen Verbündeten bezeichnen, und dabei bleibe ich. Doch auch einem Verbündeten muss man Vertrauen entgegenbringen. Ich weiß, dass du unbedingt Hectors Geheimnis herausfinden willst. Er wusste viel über Dinge, die dich interessieren. Ich erinnere da nur an Aibon oder den Dunklen Gral. Du bist eng damit verwachsen, und ich will dir auch das Grab nicht vorenthalten. Deshalb möchte ich dich bitten, einen Blick hineinzuwerfen. Lass uns gehen.«

Was blieb mir anderes übrig, als der Person zu folgen, die mehr wusste als ich?

Ich kam mir vor wie ein kleines Kind, als ich neben ihm herging.

Natürlich schaute ich nach links und rechts. Die Werwölfe hatte es allesamt erwischt. Sie erholten sich allmählich und begriffen nun, was mit ihnen geschehen war. Dabei reagierten sie unterschiedlich.

Einige warfen sich zu Boden, schlugen ihre Pranken in das Gras und die feuchte Erde. Andere wiederum heulten zum Steinerweichen und führten uns irre Tänze vor.

Nur Manon sah ich nicht.

Als ich den Abbé auf sie ansprach, hob er nur die Schultern. »Sie

wird es auch erwischt haben, keine Sorge.«

»Ich weiß nicht. Diese Person ist sehr schlau, wie ich mir denken kann.«

»Es entkommt niemand!«

»Außerdem sollten wir uns nicht zu sicher fühlen. Die Bestien leben noch. Sie haben zwar keinen Verstand wie wir Menschen, aber ihr Instinkt ist nicht zu unterschätzen. Sie werden riechen, wo wir uns aufhalten. Noch müssen sie über ihr Schicksal nachdenken. Warte noch einige Minuten, dann können wir uns…«

»Du brauchst keine Sorgen zu haben.« Er sah mich während der Antwort lächelnd an, und mir gefiel dieses Grinsen nicht. Es war mir einfach zu wissend.

Noch zwei Schritte, dann hatten wir Hectors Grabstätte erreicht.

Ich spürte wieder das heftige Schlagen meines Herzens. Was würde ich vorfinden? Überhaupt noch etwas, oder war dieser Rest möglicherweise mit dem Licht der weißen Magie verschwunden?

Auch die Stimme des Abbés hatte sich verändert. Sie klang sehr rau und kratzig. Er streckte seinen Arm aus und deutete in die offene Grabstätte. »Da, schau.«

Ich sah hin.

Vor mir stand ein Sarg aus Stein oder Marmor. Das alles war zweitrangig, mich interessierte der Inhalt.

Auch wenn Hector de Valois gestorben war, so war er dennoch vorhanden. Im Sarg lag – ein silbernes Skelett!

***

Plötzlich spürte ich einen Druck an meinem Kopf, als würde er von verschiedenen Händen umklammert werden. Gleichzeitig setzte sich ein Kloß in meinem Magen fest, denn ich hatte mit allem gerechnet, nur nicht mit einem Skelett aus Silber.

»Und das ist er?« hauchte ich.

»Ja«, flüsterte der Abbé. »Wir haben ihn gefunden. Endlich. Jetzt wird die Macht der Templer zurückkehren.«

Ich sah mir das Skelett genau an. Das Silber war nicht mal oxidiert. Keine dunkle, graue oder schwarze Stelle war zusehen.

Vom Schädel bis zu den knochigen Zehen glänzte und schillerte das wertvolle Edelmetall.

Das Skelett hatte seine silbernen Knochenarme angewinkelt, und die Hände lagen auf dem Brustkorb. In den Augen sah ich nichts.

Sie waren leer, ebenso wie die Löcher an der Nase.

»Was sagst du jetzt, John?«

Ich hob die Schultern. »Ist er tatsächlich tot?«

»Ja.«

»Aber wie kommt das Silber…?«

»Es ist ein Geheimnis, das du möglicherweise später einmal erfährst. Für heute lass es genug sein. Du hast schon mehr erlebt, als du eigentlich durftest, das muss ich dir noch sagen. Es ist ein Geheimnis unseres Templer-Ordens, deshalb werde ich dich bitten, das Skelett so rasch wie möglich wieder zu vergessen. Hast du verstanden? Vergiss das Skelett, denke nie mehr daran, höchstens, wenn sich unsere Pfade einmal wieder kreuzen sollten.«

»Das hörte sich verflixt endgültig an.«

Der Abbé nickte. »So habe ich es auch gemeint. Es ist endgültig. Ich werde dich wegschicken. Du verlässt die Insel…«

Ich fühlte mich wieder fit. Auch meine Stimme hatte an Stärke gewonnen. »Moment mal, Meister, so einfach ist das nicht. Du vergisst wohl, dass die Werwölfe nicht ausgeschaltet, sondern nur geblendet worden sind. Oder?«

»Das habe ich nicht vergessen. Aber sie bedeuten keine Gefahr für uns. Wir werden damit schon fertig.«

»Was heißt *wir*?«

Abermals zeigte er mir dieses überhebliche und wissende Lächeln, das mich so aufbrachte.

»Dreh dich um, John Sinclair!«

Das tat ich. Kaum hatte ich den Kopf bewegt, da sah ich bereits in Kopfhöhe das silberfarbene Glänzen. Es stammte weder vom Mond noch von den Sternen ab, sondern von den Masken, die sich die Männer vor ihre Gesichter gebunden hatten.

Im ersten Augenblick wirkten sie erschreckend auf mich. Bis ich genauer hinschaute, die Augenschlitze sah, auch die Öffnungen für den Mund und auch erkannte, dass es keine Dämonen waren, die sich die Masken aufgesetzt hatten, sondern Menschen.

»Meine Brüder, die Templer!« sagte der Abbé mit einer fast feierlich klingenden Stimme.

Ich nahm mir die Zeit, sie zu zählen.

Es waren zwölf.

Mit dem Abbé sogar dreizehn.

»Glaubst du nun an unsere Chance?« fragte er mich.

»Ich weiß nicht so recht.«

Der Abbé hob die Schultern. »Ich danke euch, Brüder, dass ihr gekommen seid. Wir werden ihn aus dem Grab holen, aber zuvor haben wir eine Aufgabe zu erledigen. Ihr wisst, was ich meine.«

Zwölf Köpfe nickten, und der Abbé lächelte.

Ich hatte mich sowieso über die Werwölfe gewundert, die zwar vorhanden waren, aber nichts taten, als nur blind und mit ausgestreckten Armen durch die Gegend zu laufen. Sie konnten einander nicht ausweichen, rempelten sich an, wurden zur Seite gedrückt, fingen sich wieder, gingen weiter und stießen abermals

zusammen.

Es war für mich ein groteskes Schauspiel. Man konnte sogar Mitleid mit ihnen haben.

Nur eine sah ich nicht. Manon Medoque. Sie musste tatsächlich entkommen sein.

Ob blind oder nicht, sie jedenfalls durfte nicht zurückbleiben.

»Wir haben lange genug gewartet. Es wird Zeit für uns!« sprach der Abbé. »Von dir möchte ich mich verabschieden. Verlasse die Insel, setze dich in deinen Wagen und fahre zurück nach England. Uns vergisst du am besten, John Sinclair. Wie auch das silberne Skelett.«

»Das kann ich nicht.«

»Na gut, du wirst sehen!«

Damit war für den Abbé die Sache erledigt. Er verließ seinen Platz und ging einen Schritt vor. Mich ließ er einfach stehen. Dafür sah ich, wie er unter seine Jacke griff und die anderen zwölf Männer es ihm nachmachten.

Sie alle holten die gleiche Waffe hervor.

Pflöcke aus Silber!

Der Abbé stieß seine rechte Hand in die Luft. Die Spitze des Pflocks wies in die Finsternis. »So lasst uns denn zur Tat schreiten!« rief er mit lauter Stimme.

Das Drama begann!

***

Dreizehn Templer gegen elf blinde Werwölfe!

Ein wilder, erbarmungsloser Kampf, den die Bestien verlieren mussten.

So etwas hatte ich noch nie gesehen. Ich selbst zog zwar meine Beretta, aber ich schoss nicht, denn das Töten übernahmen andere.

Die Templer gingen mit einer nahezu grausamen Präzision vor, als hätten sie diese Art der Vernichtung lange Zeit geübt.

Die Werwölfe hatten nicht die Spur einer Chance. Präzise und gnadenlos stießen die Templer zu.

In die Rücken, die Köpfe, in die Brust der Bestien.

Ich war ein in Schweiß gebadeter Zuschauer, sah die Bestien fallen, hörte ihre wehenden, manchmal erstickt klingenden Schreie, sah sie zucken und vergehen.

Einer rollte vor meine Füße. Er blieb auf dem Rücken liegen, und ich sah, wie sich sein Fell zurückbildete, aber kein Mensch vor mir liegen blieb, sondern ein alter, grauer Körper, der sich schon zusammengezogen hatte.

Jeden holten sich die Templer.

Einer versuchte zu fliehen. Er war auch schon in das Buschwerk eingedrungen, aber der Abbé persönlich nahm ihn sich vor. Er

schleuderte seinen Pfahl, der wuchtig in den Rücken der Bestie drang und sie zu Boden warf.

Doch auch der Abbé war nicht unfehlbar. Seinen Silberpflock hatte er aus der Hand gegeben. Als er ihn sich holen wollte, erschien neben ihm der Schatten.

Der Instinkt hatte die blinde Bestie geleitet, und sie stürzte sich auf den Mann.

Die anderen hatten davon nichts gesehen. Sie kümmerten sich um die letzten beiden Werwölfe.

Jetzt war ich an der Reihe, und ich musste verdammt schnell sein, denn ich hörte bereits das gierige Keuchen des Werwolfs.

Mit Brachialgewalt brach ich mir Bahn und konnte erkennen, dass sich der Abbé in einer miesen Lage befand. Er lag auf dem Rücken, der Werwolf drückte ihn zu Boden, wollte beißen, da fiel der Schuss.

Ich hatte abgedrückt und ihm die geweihte Silberkugel in den Körper gejagt.

Der Werwolf zuckte in die Höhe. Ein mörderischer Laut drang aus seinem Maul, er schlug noch um sich, aber er schaffte es nicht, den Abbé zu treffen, denn seine Pranken hackten den weichen Untergrund auf.

Der Abbé wälzte sich zur Seite, drehte sich um und erkannte mich.

Ich nickte ihm zu. Es war zwar fast dunkel, trotzdem sah ich die Erleichterung auf seinem Gesicht. Er wollte etwas sagen, diesmal jedoch war ich an der Reihe und kam ihm zuvor. »Das ist meine Art, mich zu verabschieden, Abbé Bloch«, sagte ich.

»Du hast mir das Leben gerettet.« Er stand auf. Ich sah ihn zum ersten Mal konsterniert.

»Manchmal gehört das eben dazu, wenn man verbündet sein will.« Mit diesen Worten verabschiedete ich mich von ihm. Von der Insel wollte ich noch nicht weg, sondern ging dorthin, wo der große Kampf stattgefunden hatte.

Die Templer hatten die Werwölfe oder deren Reste auf die Lichtung vor dem Grab gelegt.

Ich zählte rasch nach.

Leider kam ich nur auf die Zahl elf. Wie ich es mir gedachthatte, Manon Medoque fehlte. Ich nahm kaum an, dass die Templer noch Interesse an ihr zeigten, denn sie beschäftigten sich bereits mit für sie wichtigeren Dingen.

Die Templer bargen das Skelett!

Sehr behutsam gingen sie mit der silbernen Gestalt um, als sie das Skelett aus der Grube holten. Abbé Bloch hatte sich inzwischen zu ihnen gesellt und gab Anweisungen.

Ich aber zog mich zurück. Mochte die Aufgabe der Templer erledigt sein, meine war es nicht.

Ich wollte Manon Medoque!
Und ich rechnete mir aus, wo ich sie finden würde.
Dort, wo alles begonnen hatte, sollte es auch sein Ende finden. In ihrem Schloss!

***

Da ich keinen Wagen zur Verfügung hatte, musste ich mich zu Fuß auf den Weg machen. Wir waren mit dem Kahn am Schloss vorbeigefahren, also schritt ich am Ufer den Weg zurück.
Meine Sinne waren sehr gespannt. Es konnte sein, dass die Wölfin der Blendung entgangen war und jetzt irgendwo in der Finsternis lauerte.
Meine Vorsicht war umsonst. Niemand griff mich an, meine einzigen Begleiter waren das Rauschen der Loire und das manchmal leise Säuseln des Windes. Ich dachte an Nadine, die mich hatte warnen wollen, weil sie spürte, dass Lupina den Kreislauf durchbrechen würde. Das alles konnte ich nun vergessen. Ich hatte es überstanden.
Etwas mehr als eine halbe Stunde war ich unterwegs, als ich das Schlossgelände erreichte.
Noch immer warfen im Park die einsam stehenden Laternen ihr Licht auf die Skulpturen, die Teiche und den sehr gepflegten Rasen der Anlage.
In dieser von Dunkelheit überdeckten Weite des Parks kam ich mir ziemlich verloren vor und wirkte noch kleiner, als die gewaltigen Ausmaße des Schlosses vor mir erschienen.
Das Gebäude wirkte düster, wie von einem Todesschatten umweht. Tatsächlich hatte hier ein guter Mann sein Leben lassen müssen. Seine Leiche lag noch oben auf der Galerie.
Ich beschleunigte meine Schritte, da mir ein Gefühl sagte, dass die Wölfin in der Nähe lauern musste. Nahe des Eingangs wurde ich sehr vorsichtig. Sie war nicht ganz geschlossen. Aus dem Spalt drang ein schenkeldicker Lichtbalken ins Freie, den ich durchquerte und die Tür dann weiter aufzog.
»Wer immer du bist, Mann, komm rein und befreie mich von dieser verdammten Fessel!«
Die Stimme kam mir bekannt vor. Wenig später schaute ich, noch an der Tür stehend, Jean an.
Er sah mich ebenfalls. Über sein Gesicht flog ein verzerrtes Grinsen. »Verdammt, ausgerechnet du. Hau ab, Schnüffler! Mach, dass du wegkommst! Ich will…«
»Du willst mir jetzt Fragen beantworten!«
Er lachte mich schallend an. »Ich denke nicht daran.«
Meine Blicke waren durch die Halle geglitten. Außer ihm und mir befand sich keine weitere Person im Raum. Wenn sich Manon tatsächlich hierher zurückgezogen hatte, hielt sie sich bestimmt

versteckt.

Ich schob einen Stuhl nahe an Jean heran und setzte mich. Er saß am Boden. Sein Nacken war angeschwollen. Fast körperlich spürte ich den Hass, der mir von ihm aus entgegenstrahlte.

»Okay, Jean, du hast verloren!« begann ich das Gespräch. »Ihr habt alle verloren.« Ich zählte anschließend auf, wer alles vernichtet worden war, und der Franzose presste hart seine Lippen zusammen.

»Bis auf Manon, die ich mir jetzt holen werde. Ich will von dir wissen, wo sie sich aufhält!«

»Auch wenn ich es wüsste, glaubst du wirklich, dass ich das sage?«

»Sie ist hier. Draußen vor der Tür habe ich ihre Spuren gesehen.«

Es war ein Bluff. Ich hoffte, dass er ihn schluckte.

»Na und?«

»Also doch.«

»Nein, Bulle!« Er bewegte sich zu heftig und dachte nicht mehr an seinen gefesselten Arm. An seinem Gelenk erkannte ich bereits einen roten Streifen, dort war die Haut aufgeplatzt.

»Warum bist du so verbohrt? Es könnte nur dein Vorteil sein, wenn du dich kooperativ zeigst. Auch englische Bullen können bei der französischen Polizei ein gutes Wort einlegen.«

»Interessiert mich nicht.«

»Dann werde ich sie suchen.«

»Bitte.«

Ich stand auf. Gern tat ich es nicht. Das Schloss hatte einfach zu viele Räume. Doch in den folgenden Sekunden änderte sich einiges.

Ich hörte einen dumpfen Ton hinter mir, drehte mich um und sah bereits den Schatten durch den Saal huschen.

Manon!

Auch der Gefesselte hatte sie entdeckt. »Verdammt, bleib zurück!« brüllte er.

Sie hörte nicht.

Sehr unsicher lief sie auf den Kamin zu, weil sich dort Waffen befanden. Schwere Schürhaken, zum Beispiel. Einen davon schnappte sie sich und drehte sich um.

Erst jetzt erkannte ich, dass Abbé Bloch Recht gehabt hatte. Auch Manon war geblendet worden. Wo einmal ihre Augen gesessen hatten, sah ich nur die flachen, grauen Flecken. Der Instinkt musste sie hergetrieben haben, und er hatte auch dafür gesorgt, dass sie die Waffe fand.

Mit einer spielerisch anmutenden Leichtigkeit wuchtete sie den schweren Schürhaken in die Höhe.

Etwa drei Schritte von meinem Sitzplatz entfernt war ich stehen geblieben. In einer lockeren Haltung. Die Beretta hielt ich in der rechten Hand. Noch baumelte der Arm an meiner Seite, ich hob ihn

an, als Manon auf mich zukam.

Die Werwölfin ging längst nicht mehr so sicher wie sonst.

Sie taumelte ein wenig, schwang mal nach rechts, dann zur anderen Seite und musste sich zusammenreißen, um wieder den Mittelweg zu finden.

Den Griff des schweren Schürhakens hielt sie mit beiden Pranken fest und hob ihn hoch.

Ich sprach sie an. »Du hast keine Chance mehr, Manon. Niemand kann dir mehr helfen. Ich habe das Spiel gewonnen. Und ich werde dich so vernichten, wie ich auch deinen Herold vernichtet habe. Wesen wie du haben kein Recht auf Existenz, weil sie töten wollen.«

»Ich werde dich töten!« ächzte sie und wollte zuschlagen.

Sie war für einen gezielten Treffer noch zu weit entfernt. Ich wollte aber ein Ende machen und schoss.

Irgendwo unter ihrem Hals schlug das geweihte Silbergeschoss ein, während der peitschende Klang des Schusses durch die Halle schmetterte. Manons Lauf wurde gestoppt. Sie ging plötzlich nicht mehr weiter, konnte sich nicht mehr auf ihren starken Beinen halten und brach zusammen.

Zuerst schlug der Schürhaken mit einem dumpfen Laut auf und rutschte mir vor die Füße.

Dann kippte sie.

Auf dem Bauch blieb sie liegen. Mit einer für sie unheimlichen Anstrengung hob sie den Kopf und schaute mich an.

Ich wich dem Blick nicht aus.

»Du…«, ächzte sie.

»Hör auf!« brüllte Jean, der seine Herrin nicht sterben sehen konnte.

Aber sie redete weiter. »Du verdammter…« Mehr konnte sie nicht sagen. Ihr hässliches Gesicht verzog sich noch mehr. Es wurde zu einer Grimasse des Schreckens. Das Fell rieselte wie Staub und wurde vom Wind erfasst. Der Kopf fiel nach vorn, die Stirn prallte gegen den Boden, und dieser Laut hörte sich an wie das endgültige Todeszeichen.

Ich drehte mich um.

Fassungslos starrte mich Jean an. »Was hast du getan?« keuchte er. »Was hast du Schwein getan?«

»Ich habe das getan, was getan werden musste«, erwiderte ich und verließ Manon Medoques Schloss…

***

Weshalb ich hinunter zum Fluss ging und mich dort auf einen Stein setzte, wusste ich nicht. Es war irgendeine Kraft, die mich trieb.

Mutterseelenallein saß ich da, spürte weder die Kälte noch den nassen Dunst und starrte nur auf das rauschende Wasser.

Ich wollte nachdenken, aber selbst das schaffte ich nicht. Es gibt

Augenblicke, da ist man innerlich leer.

So erging es mir.

Wie viel Zeit vergangen war, wusste ich nicht. Jedenfalls schreckte ich plötzlich hoch, als ich etwas Dunkles auf dem Wasser treiben sah. Es war ein Schiff. Der tuckernde Motor war kaum zu hören.

Das Schiff fuhr gegen die Strömung. Es hatte keine Lichter gesetzt, aber ich glaubte, an Bord etwas glänzen zu sehen.

Die Templer fuhren vorbei.

Vielleicht hatten sie mich gesehen. Jedenfalls nahmen sie mich nicht zur Kenntnis. Kein Gruß wurde zu mir herübergewinkt. So lautlos, wie sie aufgetaucht waren, verschwanden sie auch wieder.

Ganz einordnen konnte ich sie nicht.

Waren sie Freunde, waren sie Feinde?

Freunde sicherlich nur bis zu einem gewissen Punkt. Wurden aber ihre Interessen berührt, reagierten sie eiskalt.

Ich atmete noch einmal tief die frische Luft ein und erhob mich dann. Als einsamer Wanderer ging ich durch die Nacht. Irgendwann erreichte ich den Wagen des toten Reporters.

Mit ihm fuhr ich los. Ich wollte nicht mehr zurück ins Dorf, sondern in die nächstgrößere Stadt, wo es eine Polizeistation oder ein Kommissariat gab.

Auf der Ablage fand ich eine Packung mit schwarzen Zigaretten.

Ich lächelte, als ich mir ein Stäbchen zwischen die Lippen klemmte.

Gerald Gress hätte es mir sicherlich erlaubt.

Und so rauchte ich diese Zigarette in Erinnerung an einen Mann, der, wenn man es im Nachhinein betrachtete, sehr tapfer gewesen war. Leider gehörte er jetzt der Vergangenheit an.

Ich aber dachte schon wieder an die Zukunft.

Dass dabei ein Mann namens Hector de Valois eine Rolle spielte, verstand sich von selbst. Immer stärker kristallisierte sich hervor, dass gerade er zu einem Meilenstein auf meinem langen Schicksalsweg werden würde…

ENDE des Zweiteilers